

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Allerlei Neues, zu Spaß und Ernst

[urn:nbn:de:bsz:31-257472](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-257472)

Allerlei Neues, zu Spaß und Ernst.

Fortgesetzte Betrachtung über das Weltgebäude.

Die Planeten.

Bis jetzt haben wir in unsern Betrachtungen über das Weltgebäude unsern Wohnplatz, die Erde, die Sonne, und den Mond näher kennen gelernt. Jetzt erheben wir unser Auge zu den leuchtenden Sternen, an denen sich so oft das Auge des nächtlichen Wanderers ergötzt. Wer etwa in einer großen Hauptstadt oder in der Nähe derselben gelebt hat, der kann wissen, was eine Illumination ist, und wie herrlich es aussieht, wenn zu Ehren eines großen Herrn in der ganzen Stadt viele tausend kleine Lampen zu gleicher Zeit angezündet werden und brennen. Das Auge kann sich nicht satt schauen, und überall erblickt es etwas anderes und Schöneres. Aber alle diese irdische Herrlichkeit ist in gar keine Vergleichung zu setzen mit der großen himmlischen Illumination, die in jeder wolkenlosen Nacht zur Ehre des großen Weltbeherrschers aus unermesslicher Höhe herabstimmert.

Fürs erste müssen wir wissen, daß es zweierlei Arten Sterne giebt. Denn so sehr sie alle, groß und klein, in der größten Unordnung unter einander zu stehen scheinen, so behalten doch die meisten derselben Jahr aus Jahr ein ihre nämliche Stellung gegen einander, gehen Jahr aus und Jahr ein in der nämlichen Ordnung mit und naheinander auf und unter, keiner kommt dem andern näher, keiner entfernt sich von dem andern. Jeder von uns, der auch nur ein Gestirn kennt, den Heerwagen oder den Jakobsstab, der wirs wissen.

Wie diese Sterne in seiner Jugend standen, so sehen sie noch, und wo er sie im Sommer oder Winter, Nachts um 8 Uhr oder in der Mitternacht zu finden wußte, dort findet er sie in der nemlichen Jahreszeit wieder. Und diese Sterne heißen Fixsterne.

Nur mit sehr wenigen andern, welche man Fixsterne oder Planeten nennt, hat es auch eine andere Bewandniß. Diese behalten nicht ihre gleichförmige Stellung gegen die andern. Wenn der Planet, Jupiter genannt, heute Nacht zwischen zwei gewissen Sternen steht, so steht er von heute übers Jahr nicht mehr zwischen den nämlichen, sondern an einem andern Ort. Es ist, als ob diese Sterne für ihre Kurzweil bei den andern herum spazierten, ihnen gute Nacht oder guten Morgen brächten, und sich um die Zeit und Stunde nicht viel bekümmerten. Aber sie haben ihre Ordnung so gut wie die übrigen, nur eine andere. Die mehresten von ihnen kennt jeder Leser aus den Kalendern, besonders aus dem hundertjährigen. Diese Planeten haben nun folgende Eigenschaften mit einander gemein:

1) Sie sind unter allen Sternen unserer Erde am nächsten, viel näher als irgend ein Fixstern.

2) Sie bewegen sich in großen Kreisen und in ungleich langen Zeiten um die Sonne, welches die andern nicht thun. Und aus diesem Grunde verändert sich unaufhörlich ihre Stellung am Himmel.

3) Es sind von Natur dunkle Weltkörper. Sie empfangen ihr Licht wie unsre Erde von der Sonne. Was wir in der Nacht an ihnen glänzen sehen, ist Sonnenschein, der wie aus einem Spiegel zu uns zurückstrahlt, so daß

wir auch in der finstersten Sternennacht doch nicht ganz von diesem fröhlichen Lichte verlassen sind. Jeder Planet ist eine ungeheure große Kugel, die sich immer und ohne Ruhe herumdreht. Nur diejenige Hälfte, die alsdann gegen der Sonne steht, hat Licht, die andere ist finster. Sie haben daher auch ihres Theils Tag und Nacht.

4) Ein Planet steht nicht immer in gleicher Entfernung und Richtung gegen die Sonne. Sie haben daher, wie unsere Erde, verschiedene Jahreszeiten, in ihrer Art Sommer und Winter.

Falsch ist es also wenn man glaubt, die Sonne sey selber ein Planet. Denn sonst müßte sie sich selber in einem großen Kreis um die Sonne bewegen, sie müßte Tag haben, wenn sie von sich selber beschienen wird, und Nacht, wenn sie nicht von sich selber beschienen wird. Sie müßte Sommer und Winter haben, wenn sie näher oder weiter von sich selber absteht, und das ist lauter Widerspruch. Hingegen haben die Weltweisen entdeckt, daß in dem unermesslichen Weltraum, und unter den unzähligen Weltkugeln desselben, unsere Erde selber ein Planet sey, weil sie alle Eigenschaften der andern Planeten hat, und wer auf einem andern Planeten stünde, und aus einer Weite von Millionen Meilen nach der Erde schaute, dem würde sie eben so als ein kleiner glänzender Stern erscheinen, wie uns der Abendstern erscheint. Denn es ist die Entfernung von den Sternen zu uns gerade so weit, als von uns zu den Sternen.

Wißlich muß es daher auch um die Behauptung stehen, daß unsere Erde abwechselnd von den Planeten regiert werde, oder daß Bitterung, Fruchtbarkeit und andere Dinge von ihnen herrühren, ob man gleich die Erfahrung haben kann, daß je nach sieben Jahren man-

ches wieder so kommt, wie es sieben Jahre früher war. Denn

1) sonst müßte ein Planet den andern regieren, weil ja unsere Erde selber ein Planet ist, und solche Unordnung wird in dem Reich der Weltkörper nicht statuirt.

2) so müßte unsere Erde auch die andern Planeten hinwiederum regieren, und das kann nicht seyn, sonst müßten wir auch etwas davon wissen.

3) So sind nicht sieben Hauptplaneten, sondern es sind, wie man mit guten Fernröhren entdeckt hat, bis jetzt eilf, und folglich kann nicht alle sieben Jahre wieder der nämliche regieren. Wie siehts jetzt aus?

Also ist auch der Mond kein Planet, wie schon aus der vorigen Betrachtung über ihn ersichtlich ist, sondern er ist der Mond und bleibt der Mond.

Der geneigte Leser wolle sich daher nicht irre machen lassen, daß der Astrologus des Hausfreundes gleichwohl die Planeten als Jahresregenten seit einigen Jahren ebenfalls in den Kalender einschwärzt. Denn

Erstlich, will der Astrologus auch gelebt haben.

Zweitens, thut ers den andern Kalendermachern zum Tort und Schabernack, damit sie nicht etwas besonders haben.

Drittens, thut ers einigen guten Freunden zu lieb, die gern mdchten regirt seyn.

Von den wahren Planeten aber sind einige schon lange bekannt, nämlich

Der Mercurius, aber diesen wird keiner von euch leicht gesehen haben. Denn er umläuft die Sonne in einem so kleinen Kreis, und sieht immer so nahe bei ihr, daß er Morgens nur kurz vor ihr aufgeht, und bald in dem anbrechenden Tag erlöscht, oder Abends bald nach ihr untergeht und also nicht überall

zu sehen ist. Er ist ungefähr zwei und ein halbmal näher bei der Sonne als wir, welches doch 8 Millionen Meilen beträgt. Ein Jahr währt auf diesem Planet nur 88 Tage, denn in so viel Zeit lauft er einmal um die Sonne herum, und vollendet seine Jahreszeit. Dafür ist er auch einer von den kleinen Planeten, und 16mal kleiner als die Erde.

Die Venus ist der zweite Planet, und diesen kennen wir alle unter einem andern Namen, als Abend- oder Morgenstern. Denn wenn sie auf ihrem Lauf um die Sonne, welcher 224 Tage beträgt, gegen uns betrachtet vorne an der Sonne steht, so geht er auch früh ein Paar Stunden lang vor ihr auf, und das ist alsdann der schöne Morgenstern.

Aber wenn er zu einer andern Zeit in seinem Umlauf so steht, daß er erst nach der Sonne aufgehen kann, so können wir wegen der Tageshelle und dem Sonnenglanz ihn nicht mehr sehen. Unsichtbar folgt er den ganzen Tag der Sonne, wie ein Kind seiner Mutter nach, und erst wenn die Sonne untergegangen ist, wenn auf der Erde die Lichter bald angezündet werden und die Betglöcken in die Dämmerung läuten, wird er am Abendhimmel sichtbar. Dieser Stern ist der einzige unter allen, der nicht nur aus der Ferne uns seinen Schimmer zeigt, sondern sogar einige Helle auf der Erde verursacht, und daher auch einen Schatten wirft. Dieß rührt von der Nähe desselben her, die bisweilen nur 6 Millionen Meilen beträgt, da die Sonne selbst 21 Millionen weit entfernt ist.

Auch ist das Licht des Abendsterns nicht immer gleich. Oft strahlt er im schönsten Glanze, oft wieder blasser, und scheint sogar kleiner zu seyn. Aber die Sternkundiger haben schon lange durch ihre Ferngläser die Ursache entdeckt. Die Venus hat nämlich, von der Erde

aus betrachtet, ihr zu- und abnehmendes Licht wie der Mond, und dies ist sehr begreiflich. Denn da sie eine große Kugel ist, und also nur die eine Hälfte derselben von der Sonne erleuchtet seyn kann, während es auf der andern Nacht und stockfinstern ist, so kann es oft geschehen, daß sich nur die Hälfte, ja weniger, von ihrer erleuchteten Seite gegen der Erde kehrt.

Aber etwas noch viel merkwürdigeres haben die Sternkundiger durch die Hälfte der stärksten Ferngläser in dem Abendstern entdeckt. Er ist nämlich so wenig als unsere Erde eine ganz glatte Kugel, und hat eben so wie sie seine Berge und Thäler, und ob er gleich etwas kleiner als sie ist, so hat er doch Berge, welche den höchsten Berg unsers Weltkörpers um das vier- bis fünffache an Höhe übertreffen, welches die Astronomen aus dem Schatten derselben mit Genauigkeit zu berechnen wissen.

Das muß ein wunderbares Vergnügen seyn, mit einem solchen Fernrohre in der finstern Erdennacht 6 Millionen Meilen weit in eine fremde erleuchtete Welt und in einen fremden Tag hineinzuschauen, wenn man bedenkt, wie viel Vergnügen es schon macht, wenn wir von einem erstiegenen Berg nur in ein Thal hinüber schauen können, welches unsre Augen noch nie gesehen haben. Noch heimlicher und lieblicher aber müßte der Blick in einen solchen Stern hinein seyn, wenn wir auch sehen könnten, was auf seinen Bergen wächst, was für Thiere darauf weiden, was für Menschen die Thiere hüten, und was sie sonst thun und treiben in ihrer leichten, lustigen Höhe.

Das hat die menschliche Neugierde. So viel man weiß, gern wüßte man noch mehr.

Mercurius und Venus sind die zwei einzigen bekannten Planeten, welche zwischen der

Sonne und der Erde stehen. Weiter über die Erde hinaus kreisen um die Sonne noch die drei längst bekannten, Mars, Jupiter und Saturn, nebst fünf neuentdeckten, Pallas, Ceres, Juno, Vesta, und Uranus genannt, welche in der Folge sollen beschrieben werden.

Glück und Unglück.

Wie hat zu einem Bauersmann ein Doktor gefagt? „Ihr Landleute,“ sagte er, „habts doch immer gut. Wenn des Getraides wenig gewachsen ist, so verkauft ihr es um einen theuern Preis. Ist es wohlfeil, so habt ihr viel zu verkaufen und lßtet auch viel Geld.“ — „Umgekehrt Herr Doktor,“ sagte der Bauersmann, „wir kommen auf keinen grünen Zweig. Denn wenn das Getraide theuer ist, so haben wir nicht viel zu verkaufen. Wenn wir aber viel haben, ist es wohlfeil und macht uns doch nicht reich.“ — Auch gut gegeben.

Wein und Fruchtschlag.

Schon oft und gern ist der Hausfreund dabei gestanden oder geseffen, und hat auch mit zugehört, wenn ein achtungswerther Greis von siebenzig Jahren, oder von achtzig, dem jüngern Geschlecht erzählt, was in seinen und seiner Väter Tagen geschehen ist, was die Frucht gegolten hat und der Wein. Ey wie gierig hören ihm die Söhne und die Töchter zu, ob sie es gleich schon oft gehört haben, und die herangewachsenen Enkel. Den Mägdelein am Rad bleibt der Faden in den Händen stehen ohne weiters, und dem Båbele die Stricknadel, dem Jakob geht das Feuer in der Tabakspfeife aus, oder er dämpft gewaltig, je nachdem. „Ist es möglich,“ sagt die

Margareth, nicht mit dem Mund, — niemand redet drein, — sondern mit dem stauendem Gesicht. „In solchen Zeiten mücht ich auch gelebt haben, so wohlfeil und so stille,“ sagt der Dieter. — „In solchen Zeiten mücht ich nicht gelebt haben, sagt der Heiner, „so arm an Geld und Freude. Aber die Marie sagt noch nicht Ja noch Nein, aber sie hört gerne was der GroßVater erzählt, denn sie breitet mit der Guse den Docht ein wenig auseinander und schaut mit lieblichem Antliß scharf und sinnend in das Licht. Also will sich der Hausfreund jetzt auch einmal, ja auf einmal um circa fünfhundert Jahre älter machen, als er ist und seinen aufmerksamen Lesern sagen, was seit Anno 1296 bis auf die neuern Zeiten in den höchsten und niedrigsten Preisen die Frucht gegolten hat und der Wein, vornehmlich in der Herrschaft Rdteln und Badenweiler, denn solches ist gar angenehm und lehrreich zu wissen für jeden Leser der mit dem Ackerbau und Weinbau das ganze Jahr beschäftigt ist, und davon lebt, für jeden andern aber auch.

Merke: Erstens, der Hausfreund erfindet diese Preise nicht, sondern hat sie mühsam zusammen gesucht in alter Schrift.

Merke: Zweitens, ein Pfund Geld heißt hier so viel als acht und vierzig Kreuzer. Ein Schilling so viel als zwei und zwei fünfzels Kreuzer. Ein Pfening aber ist eines Kreuzers fünfter Theil. Mancher Herr Provisor kann hier noch manches RechnungsExempel holen, und in sein Rechnungsbuch einheimsen, wenn er fertig ist mit der Vergleichung des neuen Maßes und Gewichts, und mit den neuen Dezimalbrüchen, die wieder einer ins Land gebracht hat.

Im Jahr 1296 war ein sehr fruchtbares Jahr. Es galt der Saß Dinkel — wie viel

rathet der geneigte Leser? Antwort zwei Schillinge, oder nicht ganz fünf Kreuzer. Sechs Maaß Wein hingegen galten Ein Pfennig.

Im Jahr aber 1517 galt der Saß Kernen fünf Pfund. Solches war eine theure herbe Zeit, daß gar viele Leute vor Hunger verlamen.

Auch im Jahr 1439 ward es für eine große Theuerung erachtet, daß der Saß Kernen sechs Gulden kostete. Im Jahr 1484 aber konnte man Wein haben umsonst. Wer viel hatte, war froh wer ihm viel abnahm.

Um diese Zeit ist die neue Welt von den Spaniern entdeckt und nach und nach viel Gold und Silber nach Europa gebracht worden. Viel Geld aber macht theure Preise.

Von 1550 an bis 1600 stand der Saum Wein selten geringer mehr als ein Pfund oder acht und vierzig Kreuzer, wie zum Beispiel im Jahr 1540 wo er zum letztenmal für 18 Schilling zu haben war. Gewöhnlich schwankte der Preis zwischen ein Pfund und fünf. Im Jahr 1589 stieg er auf neun Pfund und 1592 auf zehen. In dem nemlichen Zeitläufen stand der Saß Dinkel im Jahr 1541 zum letztenmal auf neun Schilling nach dem Schlag, und stieg jedoch selten höher als zwei Pfund.

Zwischen den Jahren 1600 und 1700 war schon der geringste Weinschlag drei Pfund, und zwei Schilling, der gewöhnliche vier, fünf und sieben bisweilen schon zehn, und der höchste vierzehn Pfund zehen Schilling im Jahr 1695. Der geringste Fruchtschlag für den Saß Dinkel aber war noch manchmal, selbst noch im Jahr 1696 zwischen Ein und zwei Pfund, und der höchste sechs auch sieben Pfund namentlich als der dreißigjährige Krieg im Land war, der Schwed und der Hungar, wie auch sein NamensVetter der Hunger.

In den Jahren 1720, 1729, 1750, war der

Weinschlag noch immer weniger als 3 Pfund. Im Jahr 1753 als der köstliche gekeltert wurde, der drei und fünfziger, sieben Pfund zwei Schilling, sechs Pfennig. Der Hausfreund gab seinen nimmer drum, er hat noch. Im Jahr 1774 zwölf Pfund fünfzehen Schilling. Der Hausfreund hat auch noch. Aber im 1781 sank er wieder, bis auf fünf Pfund und fünf Schilling, und stieg 1789 auf siebenzehen Pfund, zehen Schilling. 1795 auf dreißig Pfund, 1797 auf drei und dreißig Pfund sechs Schilling, acht Pfennig, folglich um das sieben und dreißigfache mehr als 1540.

Der Dinkel aber galt nach den Schlag in den Jahren 1706, 1718, 1722, 1723, 1750 Ein Pfund und zwölf bis siebenzehen Schilling. 1712 und 13 aber fünf Pfund. 1770 aber sechs Pfund zehn Schilling; 1771 sechs Pfund; 1796 zehn Pfund, oder zwei und zwanzigmal mehr als 1541.

Jetzt will der Hausfreund noch der Jahrzahl seine Ehre anthun und in Zukunft immer. Nemlich es war der Schlag

Vor zweihundert Jahren 1615:

Wein der Saum 6 Pfund 18 Schilling.

Dinkel der Saß 2 Pf. 5 Sch.

Roggen der Saß 3 Pf. 15 Sch.

Haber der Saß 1 Pf. 12½ Sch.

Vor hundert Jahren oder 1715:

Wein der Saum 8 Pf. 7½ Sch.

Dinkel der Saß 3 Pf.

Roggen der Saß 6 Pf.

Haber der Saß 2 Pf.

Wie er im Jahr 1815 ausfallen wird weiß noch niemand, als der Hauptplanet.

Merke zum Beschluß, erstens: Seit dem Jahr 1296 bis jetzt, also in mehr als sechshundert Jahren ist der Preis der Lebensmittel im Ganzen genommen immer gestiegen.

Merke zweitens: Gar geringe Preise in die

Länge sind kein Glück, und verrathen nichts Gutes. Entweder ist zu wenig Geld zum Kaufen im Land, und der Bagen muß in der Noth die Dienste des Geldens thun, wie wenn einer mit einem Eselin ins Feld fährt, er thut nicht aus Muthwillen oder zum Staat, sondern weil ers noch nicht bis zum Abflein gebracht hat. Der Bagen ist das Eselin, und es kommt nicht darauf an, wie wenig Bagen gilt das Malter Kernen, sondern wie viel hab ich Bagen. Im Jahr 1562 sagt die Chronik, brachte der fleißigste Arbeiter seinen Taglohn nicht höher als neun Pfennige. Ein Haus mit Hofstatt kostete 55 Gulden. Wer damals 100 Gulden vermochte, war ein reicher Mann, und konnte alle Tage Vogt werden, in so fern. Aber was hilfts? Schon der Mittelmann hatte nichts, noch viel weniger der arme. Gleichermassen, wie man zum Spott von einer gewissen Gegend sagt, daß dort die reichen Leute Holzschuhe tragen, die Mittelleute aber gehn baarfuß, und die armen haben gar keine Füße.

Oder aber es ist schon eine andere schreckliche Landplage vorhergegangen, und hat viele Leute hinweggerafft, die ägyptische Pest, oder ein langer Krieg, und die Welt sieht einem Jahrmarkt gleich, wo viel Krämer sind aber kein Käufer. Wo man aus Mangel an Käufern nicht weiß wohin mit dem Vorrath — „Was gebt Ihr mir für den Sack Kernen?“ „Nichts!“ — „Nehmt ihn für zehn Groschen.“ „Ich brauche ihn nicht,“ — da ist es keine Kunst wohlfeil zu seyn, aber etwas zu erwerben, daß man kaufen kann, was nicht in der Furche wächst. Schiff und Geschir, türkisch Garn, Sohlleder, Kalender. Sage nicht: „Es ist doch gut, wenn der arme Mann auch essen und trinken kann nach Genüge und nicht sorgen und arbeiten muß von einem Stern

zum andern. „Sage vielmehr: „Das thut gut eine kurze Zeit. Wenn der Reiche nimmer bestehen kann, was soll aus dem Armen werden, der von dem Reichen leben muß, der Bettler hat es alsdann gut, aber es giebt viele, und nicht jedermann ist es gern. Also bedeutet es lauter gute Zeit, wenn die Preise etwas hoch stehen und unter der Hand immer ein wenig steigen.

Merke drittens und endlich: Also sind die Zeiten seit sechshundert Jahren trotz Pest und Kriegen, und Revolutionen und Pariser Kaiser-Regierung im Ganzen immer ein wenig besser worden, weil die Preise aller Lebensmittel und der Lohn aller Arbeiten immer ein wenig gestiegen ist. Liegt nicht offenbar am Tag? Wie schön gerüstet und geschmückt gehn heut zu Tag die Mägdelein in die Kirche? Die Mütter zu ihrer Zeit hätten nicht vermocht. Mancher, den der Hausfreund noch wohl gekannt hat, gieng im Zwilchrock und band die Schuhe mit ledernen Riemen. Nein, der Sohn trägt einen tüchernen Rock und Schnallen, zum wenigsten von Komposition. Und in manchem Städtlein oder Flecken, wo einst kaum für einen Kreuzer Prisen zu haben war, stehn jetzt Kaufäden mehr als einer, von den schönen Wirthshäusern an allen Straßen nicht zu reden.

Verlohren oder gefunden.

An einem schönen Sommerabend fuhr der Herr Vogt von Trudnbach in seinem Kaläschlein noch spät vom Brassheimer Fruchtmarkt zurück, und das Abflein hatte zwei zu ziehen, nemlich den Herrn Vogt und seinen Kausch. Unterwegs am Straßwirthshaus schauten noch ein paar lustige Köpfe zum Fenster heraus, ob der Herr Vogt nicht noch ein we-

nig einkehren, und eines Bescheid thun wolle; die Nacht sey mondhell. Der Herr Vogt scheute sich weniger vor dem Bescheid als vor dem Ab- und Aufsteigen in das Kaläschlein, maßen es ihm schon am Morgen schwer wird, aber am Abend fast unmbglich. Der Herr Theodor meinte zwar: „Wir wollen das Kaläschlein auf die Seite umlegen, und ihn abladen,“ aber kürzer war es doch, man ging mit der Flasche zu ihm hinaus. Aus einer Flasche wurden vier und die Redensarten manquirten ihm immer mehr, bis ihm der Schlaf die Zunge und die letzte Besinnung band. Als er aber eingeschlafen war, führten die lustigen Köpfe das Rößlein in den Stall und ließen ihn auf der Straße sitzen. Früh aber als ihn vor dem Fenster des Wirths die Wachtel weckte, kam er sich kurios vor, und wußte lange nicht, wo er sey und wo er sich befinde. Denn nachdem er sich eine Zeilang umgesehen und die Augen ausgerieben hatte, sagte er endlich: „Jetzt kommt alles darauf an, ob ich der Vogt von Trudenberg bin, oder nicht. Denn bin ichs, so hab ich ein Rößlein verlohren, bin ichs aber nicht, so hab ich ein Kaläschlein gefunden.“

M ü ß l i c h e L e h r e n .

1.

Alles geht leichter, wenn man einen Gehülfen hat. Aber eine Heimlichkeit verschweigen kann man besser allein, als selbänder.

2.

Der Mensch ist an drei Proben zu erkennen. Erstlich: Erzürne ihn. Zweitens: be-
rausche ihn. Drittens: theile mit ihm ein Erbe. Wenn er in der letzten Probe nicht mankiert, so ist er probat.

3.

Worin besteht der Unterschied zwischen einem ehrlichen Mann und einem unehrlichen? Antwort: der ehrliche Mann findet nichts eher, als bis es der Eigenthümer verlohren hat. Im andern Fall verliert es der Eigenthümer erst, wenn es der Unehrlische findet. Item der ehrliche giebt es dem Eigenthümer zurück, wenn er kann. Der unehrliche findet noch mehr dazu, wenn er kann.

L i s t g e g e n L i s t .

Einem namhaften Goldschmied hatten zwei vornehm gekleidete Personen für 3000 Thaler kostbare Kleinode abgekauft für auf die Krönung in Ungarn. Hernach bezahlten sie ihm tausend Thaler baar, legten alles was sie ausgesucht hatten, in ein Schächtelein zusammen, siegelten das Schächtelein zu und gaben es dem Goldschmied gleichsam als Unterpfind für die noch fehlende Summe wieder in Verwahrung, wenigstens kam es dem Goldschmied so vor, als wenn es das nehmliche wäre. „In 14 Tagen,“ sagten sie, „bringen wir euch die fehlende Summe, und nehmen alsdann das Schächtelein in Empfang. Alles wurde schriftlich gemacht. Allein es vergehen drei Wochen, niemand meldet sich. Der Krönungstag geht vorüber, es gehen noch vier Wochen vorüber. Niemand will mehr nach dem Schächtelein fragen. Endlich dachte der Goldschmied: „Was soll ich euch euer Eigenthum hüten auf meine Gefahr, und mein Kapital todt drinnen liegen haben?“ Also wollte er das Schächtelein in Weisern einer obrigkeitlichen Person eröffnen, und die bereits empfangenen 1000 Thaler hinterlegen. Als es aber geöffnet ward, lieber guter Goldschmied,“ sagte der Alkuarius, „wie seyd ihr von den zwei Spitzbuben angeschmiert.“ Nem-

lich in dem Schächtelein lagen statt Edelgestein Kieselstein, und Fensterblei statt Goldes. Die zwei Kaufleute waren spitzbübische Taschenspieler, böhmische Juden, brachten das wahre Schächtelein unvermerkt auf die Seite und gaben dem Goldschmied ein anderes zurück, welches ebenso aussah. „Goldschmied,“ sagte der Aktuarus, „hier ist guter Rath theuer. Ihr seyd ein unglücklicher Mann.“ Indem trat wohlgekleidet und ehrbar ein Fremder zur Thüre herein und wollte dem Goldschmied allerlei krummgebogenes Silbergeschirr und einseitige Schnallen verkaufen, und sah den Spektakel. Goldschmied,“ sagte er, als der Aktuarus fort war, „euer Lebelang müßt ihr euch nicht mit den Schreibern einlassen. Haltet euch an praktische Männer. Habt ihr das Herz eine Wurst an eine Speckseite zu setzen, euch ist zu helfen. Wenn euer Schächtelein oder der Werth dafür noch in der Welt ist; ich schaff euch die Spitzbuben wieder ins Haus.“ — „Wer seyd ihr, um Vergabung,“ fragte der Goldschmied? — „Ich bin der Zundelfrieder,“ erwiderte der Fremde mit Vertrauen und mit einem recht liebenswürdig freundlichen Spitzbubengesicht. Wer den Frieder nicht persönlich kennt, wie der Hausfreund, der kann sich keine Vorstellung davon machen, wie ehrlich und gutmüthig er sich anstellen, und dem vorsichtigsten Menschen so unwiderstehlich das Herz und das Vertrauen abstehlen kann, wie das Geld. Auch ist er in der That so schlimm nicht, als man ihn zwischen Bühl und Achern dafür hält. Ob nun der Goldschmied noch überdies an das Sprichwort dachte, daß man Spitzbuben am besten mit Spitzbuben fangen könne, oder ob er an ein anderes Sprichwort dachte, daß wer das Roß geholt hat, der hole auch den Zaum, (wegen einer guten Freundin will ihn der

Hausfreund nicht mit Namen nennen) kurz der Goldschmied vertraut sich dem Frieder an. „Aber ich bitte euch,“ sagte er, „betrügt mich nicht.“ „Verlaßt euch auf mich,“ sagte der Frieder, „und erschreckt nicht allzusehr, wenn ihr morgen früh wieder um etwas kläger geworden seyd!“ „Vielleicht ist der Frieder auf einer Spur?“ Nein, er ist noch auf keiner. Aber wer in selbiger Nacht dem Goldschmied auch noch 4 Duzend silberne Löffel, 6 silberne Salzbüchlein, 6 goldene Ringe mit kostbaren Steinen holte, das war der Frieder. Manch geneigter Leser, der auf ihn nicht viel halten will, wird denken: „das geschah dir recht.“ Desto besser. Denn dem Goldschmied war es auch recht. Nämlich auf dem Tisch fand er von dem Zundelfrieder einen eigenhändigen Empfangschein, daß er obige Artikel richtig erhalten habe, und ein Schreiben, wie sich der Goldschmied nun weiter zu verhalten habe. Nämlich er zeigt jetzt nach des Frieders Anleitung den Diebstahl bei Amt an, und bat um einen Augenschein. Hernach bat er den Amtmann die verlohrenen Artikel in allen Zeitungen bekannt zu machen. Hernach bat er, auch das versiegelte Schächtelein mit seiner ganzen Beschreibung mit in das Verzeichniß zu setzen, um etwas. Der Amtmann sah ins Klare und bewilligte ihm den Wunsch. „Einem honetten Goldschmied,“ dachte er, „kann ein Mann, der eine Haushaltung führt, etwas zum Gefallen thun. Also verlauft es sich in alle Zeitungen, dem Goldschmied sey gestohlen worden das und das, unter andern ein Schächtelein so und so, mit vielen kostbaren Edelgesteinen, die alle benannt wurden. Die Nachricht kam bis nach Augsburg. „Lob,“ schmunzelte dort ein böhmischer Jud dem andern zu, „der Goldschmied wird nie erfahren, was in dem Schächtelein war. Weißt du, daß

es ihm gestohlen ist?" — „Desto besser," sagte der Lbb, „so muß er uns auch unser Geld zurück geben, und hat gar nichts." Kurz die Betrüger gehn dem Frieder in die Falle, und kommen wieder zu dem Goldschmied. „Seyd so gut und gebt uns ietz das Schächtelein! Nicht wahr, wir haben euch ein wenig lange warten lassen." — „Liebe Herrn," erwiderte der Goldschmied, „euch ist unterdessen ein großes Unglück geschehen, das Schächtelein ist euch gestohlen. Habt ihrs noch in keiner Zeitung gelesen?" Der Lbb erwiderte mit ruhiger Stimme: „das wäre uns leid, aber das Unglück wird wohl auf eurer Seite seyn. Ihr liefert uns das Schächtelein ab, wie wirs euch in die Hände gegeben haben, oder ihr gebt uns unser voraus bezahltes Geld zurück. Die Krabung ist ohnehin vorüber." — Man sprach hin, man sprach her, „und das Unglück wird eben doch auf eurer Seite seyn," nahm wieder der Goldschmied das Wort. Denn im nemlichen Augenblick traten jetzt mit seiner Frau vier Hatzhühner in die Stube, handfeste Männer, wie sie sind, und faßten die Spitzbuben. Das Schächtelein war nimmer aufzutreiben, aber das Zuchthaus und so viel Geld und Geldes werth, als nöthig war den Goldschmied zu bezahlen. Aus Dankbarkeit zerriß der Goldschmied hernach den Empfangschein des Frieders. Aber der Frieder brachte ihm alles wieder, und verlangte nichts für seinen guten Rath. „Wenn ich einmal etwa von eurer Waare bedürftiget bin," sagte er, „so weiß ich ja jetzt den Weg in euern Laden und zu eurm Kästlein. Wenn ich nur alle Spitzbuben zu Grunde richten könnte," sagte er, „daß ich der einzige wäre." Denn eifersüchtig ist er.

Hülfe in der Noth.

Als im verwichenen Spätjahr der Zirkelschmied mit seiner Frau ungegessen ins Bett gehen wollte — schon seit drei Tagen war kein

Feuer mehr in die Küche gekommen, und das letzte Mäuslein hatte sich ausquartiert, da schickte ihm, wie gerufen, der Barbier von Brassenheim einen fetten Schinken, so groß als manches Säulein, was noch ganz ist, und drei Würste dazu, so lang wie Glockenseiler, und der Zirkelschmied wußte nicht warum, der geneigte Leser weiß es auch nicht. Aber er erfuhrs.

Schon vor Jahr und Tagen war in Brassenheim ein fremder Mann in das Wirthshaus zu den drei Rosen gekommen, und der Zirkelschmied saß damals auch schon drinn, etwa beim dritten Scheypplein, oder beim vierten. Als der Fremde eine Zeitlang da war, und dem Zirkelschmied weniger pffsig als ehrlich aussah, dachte der Zirkelschmied: Ich will ein Gespräch mit ihm anfangen. Vielleicht läßt er sich über den Löffel balbiren. „Ihr seyd wohl auch zum erstenmal hier, seit dem der Rosenwirth dies schöne Haus gebaut hat, weil ihr so lange an einem Nagel gesucht habt für euern Kaputrock?" Der Fremde sagte: „Ich bin auch ein Wirth, aber ich tauschte mein Haus noch nicht gegen dieses, wenn eins nicht wäre." — „Habt ihr noch namhafte Schulden darauf?" — „Das nicht." — „Oder riecht der Abtritt?" — „Das auch nicht." — „Oder habt ihr ein böses Weib im Haus?" — „Das auch nicht, aber sonst nichts Gutes." Endlich erfuhr der Zirkelschmied nach einigem Hin- und Herreden von dem Fremden, wie er das Unglück habe in seinem Haus mit einem grausamen Gespenst, das alle Nacht auf seinem Speicher erwache, und Ziegel fresse, wie man an den Brosamen sehe und an den Lücken im Dach. Der wohlbelehrte Leser des rheinländischen Hausfreundes ist darüber im Klaren, ehe man ihm sagt, daß dieses Gespenst nur ein boshafter Mensch, ein Feind des Hausbesizers könne gewesen seyn. Nemlich es war sein eigener Schwager, der ihm das Haus verleiden, und feil machen wollte. Der Zirkelschmied

sagte: „Wenn ihr mit Wissen noch kein Menschenfleisch gegessen und noch keinem Noß das Einmal eins abgehört habt, so ist Rath, wenns euch auf zwei große Thaler nicht ankommt, einen sogleich, den andern, wenn euch geholfen ist.“ Der Fremde griff sogleich in die Tasche. „Jetzt geht zum Herr Barbier,“ sagte der Zirkelschmied halb leise, obgleich sonst niemand in der Stube war, „und klagt ihm eure Noth. Anfänglich wird er euch kein Gehör geben, denn es ist ihm bei Strafe verboten. Wenn ihr aber nicht nachlaßt, so bekommt ihr das Mittel (oder den Buckel voll Schläge,“ dachte für sich der Zirkelschmied). Als aber der Fremde zu dem Barbier gekommen war, der ein gar vernünftiger Mann ist, fuhr der Barbier ihn an: „Wer hat euch zu mir geschickt?“ — „Einer in einem abgeschabenen Röcklein und in einer schwarzen Halsbinde, hinten mit einer breiten messingenen Schnalle, drei Finger hoch über den Rockragen, hinten auf dem Kopf hat er noch vier und zwanzig bis dreißig Härlein, und doch ein Kamm drinn. Da hob der Barbier drohend und zürnend den Zeigefinger auf, und sagte: „Wart, vermaledeiter Zirkelschmied, hab ich dich einmal ausgekundschaftet.“ Der Fremde aber fiel ihm ins Wort: „Stellt euch nicht so kurios, Herr Doktor, ich weiß alles, und helfst mir von meinem Ziegelfresser, von meinem Gespenst. Der Barbier bekam gute Laune, weil er den Zirkelschmied ausgekundschaftet hatte. „Ich will euch ein stinkendes Rauchpulver geben,“ sagte er, „mit dem geht dem Geist auf den Leib, und schlägt ihn, ihr seyd ein handfester Mann, mit einem braven Weidenstumpen lederweich, bis er vor euch zur Erde fällt, nur nicht zu tod, denn die Geister halten nichts darauf, wenn man sie zu tod schlägt. Hernach geht ihr eures Weges, damit der Geist auch unabeschrien nach Hause kann.

Goldchen Rath gab dem fremden Mann der

Barbier, und dachte nicht daran, was die Sache für ein schlimmes Ende nehmen könnte. Aber sie nimmt ein gutes Ende. Der Hausfreund weiß es schon.

Denn, wie gesagt, im verwichenen Spätjahr am Katharinentag, als der Barbier nach Oberwaldsheim gehen wollte, sechs Stunden von Brassenheim, wohin sonst sein Weg nicht war, kehrt er unterwegs ein in einem Wirthshaus, wie es einem einfallen kann, wenn man einen Schild sieht. Als er aber in der Stube war, und den Wirth erblickte, erschrak er gar sehr und dachte: „O weh, wie werd' ich wieder da herauskommen,“ und machte in der Geschwindigkeit ein krummes Maul, daß ihn niemand kennen sollte, denn der Wirth war der nemliche, dem er das Rauchpulver gegeben hatte, und er wußte nicht wie der Handel ausgegangen war. Der Wirth aber, während er ihm ein Schöppllein holte, sann hin und her. „Den Mann sollt ich kennen. Wenn er nicht das Maul so verdammt krumm im Gesicht hätte, so wärs der Barbier von Brassenheim, der brave Mann, der mich vom Gespenst erlöset hat. Ich will nur sehen, wie er den Wein hineinbringt,“ und als er hernach die ersten Ehrenfragen an ihn gethan hatte. „Woher des Landes und Wohin?“ sagte er, „Herr Landsmann nehmt mir meine Neugierde nicht zum Vorwitz auf! Wenn euer Mund besser im Bleiläge, so wollt ich glauben, Ihr seyd der Gregorius (Chirurgus wollte er sagen) von Brassenheim.“ Dem Barbier gieng der Angstschweiß aus. „Wenn euch mein krummes Maul irre macht,“ sagte er, „so muß der Barbier von Brassenheim ein gerades haben, und folglich kann ich nicht der nemliche seyn. Zu dem, so bin ich der Papiermüller von Neuhausen.“ Jetzt erzählte ihm der Wirth die ganze Geschichte, und unmerklich, wie sie immer besser lautete, zog sich sein Mund immer gerader in die Linie, „und ihr seyd es doch,“ rief endlich der Wirth: „Freilich bin ichs,“ erwies-

derte der Barbier, ich habe euch nur ein wenig verirren wollen, ob ihr mich noch kennt. Aber nicht wahr," sagte er, das Mittel hat geholfen?" — „Gleich aufs erstmal," erwiderte der Wirth, und rief voll Freude und Dankbarkeit die Frau und die Kinder herein, und bestellte ein gutes Mittagessen für seinen ehrenwerthen Gast, sinnend, ob er ihm nicht sonst noch eine Ehre anthun könne. Als daher der Barbier sich entschuldigte, „daß er noch nach Waldsheim auf den Katharinenmarkt gehen und ein Säulein kaufen wolle," da gieng eine freundliche Heiterkeit über das Angesicht des Wirthes, und sagte er zu ihm: „Ei sieht euch keine von meinen an." Jetzt ließ er ihm sechs gemästete Schweine, eines größer als das andere in den Hof herauspringen. „Da sucht euch eine heraus Herr Doktor." Der Barbier kam in Verlegenheit, so ein Schwein könne er nicht bezahlen, auch nicht gewältigen in seiner kleinen Haushaltung." Aber der Wirth faste kurzweg eine am Bein. „Die ist euer." Also blieben sie beisammen über den Mittag, und als sie genug gegessen und getrunken hatten, befahl der Wirth dem Knecht, das Wägelein anzuspinnen und den Herrn Doktor und die Sau nach Brassenheim führen. — Deswegen schickte der Barbier dem Zirkelschmied Tags darauf den Schinken und die Würste, weil sein Muthwillen ihm dazu verholffen hatte. „Sieh, Bärbel," sagte hernachmals der Zirkelschmied zu seiner Frau, „du hast mich schon oft verkannt. Mit einem Mann, wie ich bin, ist eine Frau versorgt."

Der Bock.

Einst im strengen Winter an einem Sonntag Abends fuhr eine fremde wunderschöne Frau den Schliengener Berg hinauf, und als auf einmal die Pferde still standen, waren sie auch klüger, als ein Bauersmann, der vor ihnen mitten im Weg und im Schnee lag und schlief. Denn

die Pferde hatten nur Haber im Leib, aber der Bauersmann Brantwein und kam von unten herauf, wollte nach Randern gehn, verfehlte aber in Schliengen den Rang. Die wunderschöne Frau ließ ihn wecken. „Fehlt euch etwas, guter Mann, oder seyd ihr sonst in den Schnee gefallen?" — „Nein," stammelt der Bauersmann, „da ist mir eine schwarze Kaze mit feurigen Augen vor meinen Augen herumgefackelt, und hat mich irre geführt und schlastrunken gemacht und wenn ich weiß, wo ich bin, — so weiß es — das Kind im Mutterleib," wollte er etwa sagen, aber er brachte es nicht heraus. — „Ihr seyd betrunken guter Mann, und wenn ihr hier liegen bleibt, müßt ihr erfrieren." — „Wenn ich betrunken bin," fragte er, „habt ihr mir den Rausch bezahlt, oder hab ich ihn bezahlt, oder bin ich ihn nicht vielmehr noch schuldig? Als aber die Frau, so freundlich sie ist und seyn kann, ihm zuredete vornen auf den Bock zu sitzen, bis zum nächsten Ort. — „Bock sitzen?" dachte er in seinem erschrocklichen Rausch und sieng auf einmal an aus einem andern Ton zu sprechen. „Ihr seyd die schwarze Kaze, und habt euch in eine heidnische Prinzessin verwandelt. Um Gottes willen verschont mich nur diesmal," denn er dachte an einen andern Bock, auf dem die Heßen reiten, und jetzt geh es zum Pech- und Schwefelbrännlein, und nicht zur kalten Herberge, die auf dem Schliengener Berg steht, sondern zur heißen. „In seinem Leben wolle er keinen Rausch mehr trinken." Allein das half alles nichts, sondern der Kutscher, der Postillion von Müllheim, band ihn auf den Bock. Und so fuhr er mausstill und in ängstlicher Erwartung seines Schicksals, mit bis zur Station. Auf der Station aber, auf Kaltenherberge, legten ihn die Postknechte in einem warmen Kuhstall und ließen ihn seinen Rausch dort ausschlafen. Aber noch bis auf diese Stunde glaubt der Mann, er sey verheert und bezaubert gewesen, und hat seit dem keinen

Rausch mehr getrunken, ausgenommen an den Werkragen.

Dies Geschichtlein ist wahr, wenns auch nicht zwischen Schliengen und Kaltenherberge sollte geschehen seyn, und der Hausfreund kennt die schöne Frau. Hat sie's ihm nicht selber geschrieben von Freiburg aus im Uechtland?"

Brassenheimer Siegesnachrichten vom Jahr 1813.

Im Spätjahr 1813 erfuhren wir Brassenheimer von dem Krieg in Sachsen auch lange nichts anders als lauter Liebes und Gutes, wernemlich französisch gesinnt war, und niemand hatte bei Thurmstrafe das Herz, etwas anderes zu wissen, noch viel weniger zu sagen, ausgenommen ein lustiger Kumpen, der Spielmann in der untern Gasse hats gemerkt. Was thut der Spielmann? Er geht ins Amthaus. „Herr Amtmann die Hochzeiten und Kirchweiltänze wollen heuer gar nicht recht gerathen. Wolltet ihr mir und meinen Kameraden nicht erlauben, dann und wann an einem Sonntag Abends im rothen Löwen eine Komödie zu spielen, für ein geringes?“ Der Amtmann erwiederte: „Reichenauer das lob ich an euch, daß ihr euch lieber auf eine geziemliche Art forthelfen und euern Mitbürgern einen lustigen Abend dafür machen wollt, als daß ihr wieder Schulden macht, oder stehlt.“ Also kündeten sie auf den nächsten Sonntag eine nagelneue Komödie an. „Es sey die neueste,“ sagten sie, „die es giebt.“ In derselben Komödie mußte einer mitspielen, der hieß Franz, und hatte eine Frau mit Namen Viktoria, ein gar stattliches handfestes Weibsbild. Im Verlauf der Komödie mußte es sich schicken, daß der Franz mit einem fremden Mann Verdruß bekam. Der Zank gebahr Schimpf, der Schimpf gebahr Schläge, und wer die meisten bekam, war nicht der fremde Mann, sondern der Franz, also daß er zuletzt seine Frau zu Hülfe rief.

Weil sie aber Viktoria hieß, konnte er nicht Apollonia oder Kunigunda rufen, und also fügte es sich, daß je mehr er Schläge bekam, und je besser sie auffaßen, desto lauter rief er: Viktoria! Viktoria! Daran haben wir Brassenheimer, was verständige Leute unter uns sind, zum erstenmal gemerkt, wie es damals in Sachsen stehen mochte, und was es zu bedeuten hatte; wenn man schrie: Viktoria! Viktoria! Der Herr Amtmann hat zum Glück nichts gemerkt.

Willige Rechtspflege.

Als ein neu angehender Beamter zu Zeiten der Republik das erstemal zu Recht saß, trat vor die Schranken seines Richterstuhls der untere Müller, vortragend seine Beschwerden gegen den obern, in Sachen der Wasserbaukosten. Als er fertig war, erkannte der Richter: „Die Sache ist ganz klar. Ihr habt recht.“ Es vergieng eine Nacht und ein Räuschelein, kam der obere Müller und trug sein Recht und seine Vertheidigung auch vor, noch mündfertiger als der untere. Als er ausgeredet hatte, erkannte der Richter: „die Sache ist so klar als möglich. Ihr habt vollkommen Recht.“ Hierauf als der Müller abgetreten war, nahte dem Richter der Amtsdiener. „Gestrenger Herr,“ sagte der Amtsdiener, „also hat Euer Herr Vorfahrer nie gesprochen, so lange wir Urtheil und Recht ertheilten. Auch werden wir dabei nicht bestehen. Es können nicht beide Partheien den Prozeß gewinnen, sonst müssen ihn auch beide verlieren, welches nicht gehn will.“ Darauf antwortete der Beamte: „So klar war die Sache noch nie. Du hast auch recht.“

Weltbegebenheiten.

Der rheinländische Hausfreund hat zwar schon seit dem 19ten Oktober 1813 bis zum 31. März 1814 wieder an seiner guten alten

deutschen Pelzkappe gebürstet und Schleifen abgelesen, und wiewohl die schönen goldenen Schnüre dran und das goldene Quästlein schon lange herab getrennt und mitgegangen sind in den großen Abschlund, hat er sich doch herzlich gefreut, wie er zum erstenmal nach so viel Jahren wieder darinn erscheinen will, und wie ihn seine geneigten Freunde und Landsleute fast nicht kennen werden, bis sie ihn hören reden. Gleichwohl hat er den besten Lust, und setzt das leichte fremde Hütlein noch einmal auf, und ein lustiges Federlein drauf, weil alles so gut gegangen ist. Eine Kokarde hat er nie getragen, trägt auch keine, sie sey denn deutsch. Denn auch das Hütlein trägt er nicht von Herzen, sondern bald aus Muthwillen, bald aus Unmuth, bald aus Klugheit oder weils Mode ist, und nobel aussieht. Dießmal hauptsächlich, weil er mit seinen geneigten Lesern und den Allirten eine Reise nach Paris anstellen will.

Reise nach Paris Erste Station.

Ob wir gleich im Kalender 1813 die Weltbegebenheiten in Schlessien verlassen haben, so wollen wir doch jetzt nicht mehr mit der Neuigkeit groß thun, daß der Kaiser Napoleon noch im August desselben Jahres genöthiget worden ist, seine Lorbeern in Schlessien ins Wasser zu stellen, und Noth zu wehren in Sachsen. Das französische Heer wurde damals geschätzt auf 350,000 Mann, eben so groß das allirte. Am 26. und 27sten Aug. war die Schlacht bei Dresden. In derselben erschien auch russischer Seits wie ein auferstandener von den Todten, und wie ein Geist Samuels der berühmte General Moreau, welchen der Kaiser Napoleon hatte nach Amerika verwiesen und ließ sich gleich anfangs im Treffen zwei Beine abschießen. Hernach ist er unter großen Schmerzen nach Böhmen hinein geführt worden und dort unterwegs gestorben, denn die Geister

und ihres gleichen erscheinen selten auf lange Zeit.

In der Schlacht selbst behauptete die Geschwindigkeit und Gegenwart Napoleons und die Tapferkeit seiner Truppen den Besitthum von Dresden und die Linie an der Elbe. Gleichwohl muß nicht viel an dem gewesen seyn, daß nach dieser Schlacht die Feinde eiligst durch die Gebirgsschluchten nach Böhmen hineingeflohen seyen und der Krieg so viel als aus war. Denn von dieser Zeit an zog der Kaiser, wie einer der dem überall eindringenden Wasser allein wehren soll, unsichern Planes von einem Ort zum andern hin und her, und wurde von den Allirten immer mehr eingewickelt aber nicht in Baumwolle. Gen. Vandamme fand den Weg nach Prag in Böhmerland schlecht und verirrete bis nach Sibirien hinein — der Kronprinz von Schweden fand bei Jüterbock den Paß des General Rey nach Berlin auch nicht gütlig. Schon streiften die Allirten im Rücken der franz. Armee. Schon gegen Ende September erschien ein Korps Allirte in Kassel, der Hauptstadt des Königreichs Westphalen. Am 30sten reiste der Großherzog von Frankfurt in kirchlichen Angelegenheiten nach Konstanz ab. Den 14ten Oktober scheelte sich Baiern vom rheinischen Bündniß ab; 75,000 Oestreicher und Baiern, welche vorher an ihren Gränzen feindselig gegen einander standen, zogen jetzt unter verschwistereten Fahnen mit dem General Brede gegen Frankfurt hinaus. Am 15ten war die französische Armee in und um Leipzig von allen Seiten umringt. Napoleon soll damals noch 200,000 Mann und 500 Kanonen beisammen gehabt haben, nicht dazu gerechnet 36,000 Mann die er in Dresden zurückgelassen hatte, und was noch in so vielen Festungen zurück war. Mit jener Heereskraft wollte er am 17ten angreifen und sich Luft machen, nein er wurde am 16ten von den Allirten angegriffen und befand sich nicht wohl dabei, 15000 Tode und Verwundete, 2000 Gefangene, soll ihn dieser Tag gekostet haben. 45 Kanonen soll

der Fürst Schwarzenberg, 55 der Kronprinz von Schweden und General Blücher genommen haben. Am 18ten gieng die Schlacht von neuem an. Viel gutes alliirtes Blut floß auch an diesem Tag, französisches noch besser, 1200 Kanonen sollen in dieser Schlacht gewesen seyn, 30,000 Todte und Verwundete sollen das Schlachtfeld bedeckt haben. Ganze Regimenter rheinischer Bundesstruppen und Polen giengen während der Schlacht zu den Alliirten über. Aber welche Verwirrung herrschte an diesen Tagen in Leipzig, der schönen deutschen Handelsstadt, welche bebende Angst zwischen Hoffnung und Furcht. Noch wußte man Abends den Ausgang dieses Treffens nicht, so nahe es war. Aber was die Nacht verbirgt, entdeckt der Tag. Am 19ten früh wurde noch französisch Viktoria geläutet. Aber die Glocken wollten nimmer recht klingen. Um halb zehn Uhr verließ der französische Kaiser die Stadt und als wenn er bald wieder zurück kommen wollte ließ er 10,000 Mann zur Vertheidigung zurück. Bald waren die Alliirten vor den Mauern. Um halb elf begann der Sturm, man focht bis in die brennenden Vorstädte hinein. Um zwölf Uhr zogen die hohen Alliirten, der Kaiser Alexander, der Kaiser Franz, der König von Preußen und der Kronprinz von Schweden mit türkischer Musik siegreich und hochbeglückt in der Stadt ein. Die ganze Besatzung, und was sich sonst verspätet hatte, wurde in russische Gefangenschaft abgeführt.

Die Leipziger Schlacht ist anzusehen wie ein Abweiser, der den Weltbegebenheiten auf einmal einen ganz andern Strom und Lauf gibt, ja wie ein Register in einer Orgeluhr, welches, wenn es gezogen wird, ist auf einmal ein anderes Stücklein und eine andere Melodie los. Viele schimpften jetzt, denen vorher alles recht schien. Das muß man nicht thun. Andere dachten in der Stille darauf, nimmer lang französisch zu seyn, und wie sie sich mit Glimpf aus der Sache ziehen wollten.

Der Hausfreund nicht. Auf einen Kalendermacher schauen viele Augen. Deswegen muß er sich immer gleich bleiben, das heißt, er muß es immer mit der siegenden Parthie halten. Es ist immer ein gutes Zeichen für eine kriegsführende Macht, wenn die Kalendermacher des Landes auf ihrer Seite sind.

Die Franzosen selbst konnten nach dieser Schlacht kein rechtes Wohlgefallen mehr an Teutschland und an der Aufführung der Alliirten finden, und nahmen auf dem Heimweg die Begleitung derselben und ihre Bewirthung bei Weisensfels und Erfurt nicht gerne an. Denn sie zogen sich nicht mehr ganz in Reih und Gliedern zurück. Man kann nicht sagen. Viele Gewehre präsentirten sich unterweges von selbst, auch andere Sachen und Leichname, und wer kein Federlein auf dem Hut hätte, könnte sich deutlicher ausdrücken. Allein bei aller Geschwindigkeit gelang es ihnen doch nicht, früher als der tapfere General Brede mit seiner Armee den Rhein zu erreichen. Hielten sie nicht am 29sten Oktober mit einander noch ein blutiges Abschiedsmahl bei Hanau, drei Stunden hinwärts Frankfurt, 11 Stunden von der französischen Gränze. Am 31sten war Napoleon noch in Frankfurt, am 9ten wurde Hochheim genommen, 3 Stunden vom Rhein. Am 12ten November standen die Vorposten der Alliirten in der Schußweite von Cassel bei Mainz.

Man sagt die Franzosen seyen noch 60—80,000 Mann stark bei Hanau angekommen. Man sagt, ihre Armee habe sich in diesem Feldzug um 200,000 Mann, 800 Kanonen und 3000 Munitionswagen gesäubert, ohne was sie als Befahrung in Dresden und so vielen andern festen Städten zurückließen. Man sagt der Rest dieser Armee die im Frühjahr so schön und zahlreich über die Mainzer Brücke ausgerückt war, sey von Mangel an Lebensbedürfnissen und von Strapazen ermattet in einem klagenswerthen Zustand, in diese Stadt zurück

gekommen. 30.000 Verwundete und Kranke lagen in allen Lazarethen, in Kirchen; was auf der Straße umfiel blieb liegen, was sterben konnte starb, ohne Verband, ohne Pflege, ohne den letzten Tropfen Wassers, ohne den letzten Trost und Zuspruch einer mitleidigen Seele. Es waren zuviel. Man konnte nicht. Unterdessen kam unter dem tapfern Fürsten und Heerführer Schwarzenberg das Hauptquartier der großen Armee in Frankfurt an. Am 2ten zog unter allgemeinen Jubel Kaiser Alexander von Rußland, am 6ten Kaiser Franz von Oestreich, nach ihnen der König von Preussen ein, in furchtbare Gewitterwolken eines großen Weltgerichts eingehüllt, aber lauter Sonnen des Friedens. „Wir wollen Frankreich nicht erobern,“ sagten sie, „sondern den Frieden. Frankreich, sagten sie, „soll groß und mächtig bleiben und glücklich werden.“ Viele Leute glaubtens damals nicht. Jetzt glauben sie's. Die Stadt Frankfurt selbst aber sah damals etwas gleich. Könige und Fürsten aus allen Gegenden versammelten sich, um die hohen allirten Monarchen zu bewillkommen. Der rheinische Bund, gestiftet den 12. Juli 1806, wurde stückleinweise zerrissen. Aus allen teutschen Ländern auf allen Straßen, besonders aus dem Lande der hochherzigen Preussen, zogen waffenlustige Männer, Linientruppen, Landwehren, Studenten, Advokaten, Staatsräthe, Prinzen, Kalendermacher zum heiligen Krieg — so nannten sie es — an den Rhein. Was will der Hausfreund sagen? Kamen nicht um diese Zeit die Weltbegebenheiten dem guten rheinländischen Leser selber bis ins Haus und auf den Speicher und blieben manchen Abend bei ihm übernacht?

Die gesammte Heeresmacht aber, die damals gegen den Kaiser Napoleon rings um Frankreich herum auf den Weinen stand, oder noch darauf kommen sollte, war:

Die große Hauptarmee unter General Schwarzenberg am Oberrhein	250,000 Mann.
Die schlesische Armee unter General Blücher am Unter- rhein	115,000 —
Die Nordarmee unter dem Kommando des Kronprinzen von Schweden im nördlichen Deutschland	130,000 —
Die teutschen Truppen, Linien-Soldaten und Landweh- r	295,000 —
Die italienische Armee unter General Bellegarde	60,000 —
Die englische, portugisische und spanische Armee unter General Wellington	100,000 —
Die neapolitanische unter ihrem Könige	30,000 —

(Die Fortsetzung folgt.)

W u n d e r l i c h k e i t.

Es giebt so wunderliche Herrschaften, daß es niemand bei ihnen aushalten könnte, wenn es nicht eben so schlaues Gesinde gäbe.

Einer verlangte früh im Bette ein Glas voll Wasser von seinem Bedienten. Das Wasser war nicht frisch genug. „Geschwind ein anderes.“ Der Bediente stellte das Glas draußen auf den Tisch und holte dem Herrn ein zweites. Das Glas war nicht sauber genug. „Geschwind ein anders.“ Der Bediente stellte es draußen auf den Tisch und holte ein drittes. Das Wasser war nicht rein genug. „Geschwind ein anderes.“ Der Bediente stellte das dritte auf den Tisch, und brachte das erste wieder. Das trank sein Herr mit großem Gelust. „Hättest du mir dieses nicht gleich zuerst bringen können? Geschwind noch so eins!“ Da brachte ihm der Bediente das zweite wieder, und also auch das dritte, und gestand nachge-

hends seinem Herrn, daß es immer das nemliche gewesen sey.

Ein anderer, ein junger Edelmann, hätte fürs Leben gern Freude gehabt am Morgenroth und am frischen Maiendust und Vogelgesang untereinander, wenn er nicht noch größeres Vergnügen gefunden hätte am Schlafen. Deswegen befahl er seinem Bedienten, daß er ihn jeden Morgen um 5 Uhr wecken, und ihm keine Ruhe lassen sollte, bis er aufstände. „Und sollts bis zu Schlägen kommen,“ sagte er. „Aber es bleibt unter uns.“ Item zu Schlägen kam es fast allemal, aber wer sie davon trug war der Bediente, und wars nicht früh um fünf, wenn er den Herrn weckte, so war es Vormittag um zehn oder eilf Uhr, wenn er ihn schlafen ließ, ausgenommen denn, der Bediente gebrauchte eine List. Eines Morgens als der Herr noch so ganz fest zu schlafen schien, strich er ihm die Achsel und den Rücken, so weit er zukommen konnte, mit rother und blauer Farbe an, und deckte ihn wieder zu. Um zehn Uhr, als der Herr erwachte, und die Sonne schon hoch über das Kirchendach herabschaute, fuhr er zornig aus dem Bette heraus, und auf den Bedienten los. „Warum hast du mich heute nicht geweckt?“ — „Hab ich euch nicht geweckt? Warum seyd ihr nicht aufgestanden?“ — „Warum hast du nicht Gewalt gebraucht?“ — „Hab ich euch nicht braun und blau geschlagen? Besetzt nur eure Achsel in dem Spiegel.“ Als aber der Herr in dem Spiegel die blauen und rothen Striemen sah, ward sein Zorn zufrieden und legte sich. „Das laß dir gut seyn,“ sagte er zu dem Bedienten, „daß du mich so zerschlagen hast.“

Der fromme Rath.

(Mit einer Abbildung.)

Die Erzählung zu nebenstehender Abbildung braucht nicht viel Worte, sonst verdirbt mans. Nemlich: „Ein 18jähriger Jüngling, gieng

noch unerfahren, katholisch und fromm zum erstenmal aus der Eltern Haus auf die Wanderschaft. In der ersten großen Stadt auf der Brücke blieb er stehen und wollte rechts und links ein wenig umschauen, weil er fürchtete es möchten ihm nimmer viel solche Brücken kommen, an welche unten und oben solche Städte angebaut seyen, wie diese. Als er aber rechts umschaute, kam daher von einer Seite ein Pater und trug das hochwürdige Gut, vor welchem jeder Katholik niederkniet, der demüthig ist, und es recht meint. Als er aber links umschaute kam von der andern Seite der Brücke auch ein Pater und trug auch das hochwürdige Gut, vor welchem jeder Katholik niederkniet, der demüthig ist und es recht meint, und beide waren ihm schon ganz nahe, und beide waren im Begriff, an ihm vorbei zu gehen im nemlichen Augenblick, der eine links von daher, der andere rechts von dort her. Da wußte sich der arme Mensch nicht zu helfen, vor welchem hochwürdigen Gut er niederknien, und welches er mit Gebet und Liebe grüßen soll, und es war ihm auch schwer zu rathen. Als er aber den einen Pater mit Bekümmerniß anschaute, und ihn gleichsam mit den Augen fragte und bat, was er thun sollte, lächelte der Pater, wie ein Engel, freundlich die fromme Seele an, und hob die Hand und den Zeigefinger gegen den hohen und sonnenreichen Himmel hinauf. Nemlich vor dem dort oben soll er niederknien und ihn anbeten. Das weiß der Hausfreund zu loben und hochzuachten, obwohl er noch nie einen Rosenkranz gebetet hat, sonst schrieb er den lutherischen Kalender nicht.

Ein Hausmittel.

Ein fremder Mann in einem Wirthshause bemerkte lange bei seinem Schyppelein wie die Frau Vogtin (der Vogt führt die Wirthschaft) unaufhörlich am Stricken gehindert wurde durch etwas anderes. Endlich sagte er: „Es



Ⓒ

259

Schreit ihr wollt ander Wetter prophezeien Frau
Wirtin. Euere braunen Thierlein machen
euch viel Zeitvertreib.“ Die Wirtin ward
dessen fast verschämt und sagte: „Ihr habt
mir nicht sollen zusehen.“ Darauf erwiderte der
Fremde: „Ein Floh ist doch auch ein Geschöpf-
lein, und ich weiß nicht warum man nicht da-
von reden soll. Wenn sie euch aber zur Plage
sind, und es kommt euch auf einen Vierundzwan-
ziger nicht an, ich wollte euch wohl sagen,
was ihr thun müßtet, damit ihr nie in euerm
Leben einen Floh bekämet.“ Die Wirtin
sagte: „Einen Vierundzwanziger wär es wohl
noch werth,“ und als er sich denselben voraus
hatte bezahlen lassen, sagte er mit Schelmischem
Lächeln: „Nemlich wenn euch ein Floh am
rechten Arm beißt, müßt ihr ihn am linken
suchen. Beißt er euch aber am linken, so
sucht ihn am rechten. Alsdann bekommt ihr
gewiß keinen. Ich hab's von der Polizei in
Drassenheim gelernt,“ sagte er. Es war der
Zirkelsschmied.

Zwei Weissagungen.

Die erste ist sehr merkwürdig, wenn sie wahr
ist, und man behauptets. Als vor Jahr und
Tag viele vornehme polnische Herren bei Spiel
und Tanz sich erlusteten, trat ein leichtes weg-
fertiges Weibsbild, eine Zigeunerin in den
lustigen Saal, und bot ihnen ihre Weissagun-
gen an. Da kam auch ein feines junges Herr-
lein, der nachmalige Fürst Poniatowsky, der
nach der Leipziger Schlacht am 19. Okt. 1813
das Leben verlohren hat, und streckte ihr die
zarte Hand entgegen: „Weissage mir auch et-
was Gutes, Mütterlein! Was meinst du will
aus mir werden?“ Da sah die Hexe den jun-
gen Fürsten freudig und wieder mitleidig an.
„Ei, du schmuckes Herrlein,“ sagte sie, „du
gelangst einst zu seltsamen Stand und Ehren!
Wächte die Freude daran nur auch länger wäh-
ren. Nimm vor den Elstern dich wohl in

Acht! Eine Elster dir den Garaus macht.“
Darob und ob andern Weissagungen, dieses
Weibes lachten sie lange und wie eine Elster
dabei flog, sagten zu Poniatowsky seine Freun-
de: „Nehmt euch in acht Prinz! Seht ihr
was dort fliegt?“ Aber Poniatowsky erwiderte:
„Seltsam Amt und Ehre ist noch nicht da.“
Als aber Volen von den drei Aldern zernichtet
war, richteten die Polen ihre Augen und ihre Hoff-
nungen auf Frankreich, und viele nahmen fran-
zösische Dienste, hoffend, daß durch Frankreich
ihre königliche Republik wieder sollte zu Leben
kommen. Also hatte auch Poniatowsky diese
Wahl ergriffen, und kämpfte in den Tagen
der Leipziger Schlacht unter den Augen Napo-
leons, ein achtbarer Streitgenosse mit Tapfer-
keit und Glück, so viel der 16te Oktober erlei-
den mochte, als daß ihn der Kaiser Napoleon
selbiges Tages zum Marschall von Frankreich
ernannte. Das war seltsam Stand und Wür-
de. Aber schon am 19ten auf der Flucht, als
alles drunter und drüber gieng ertrank der neue
Marschall in der Elster. Elster heißt der Fluß
in welchem er ertrank. Mancher wohl bewan-
derte Leser wird sie kennen. Als ward auf
eine unerwartete Weise die Prophezeiung der
Zigeunerinn erfüllt. Den Leichnam des Er-
trunkenen hat nachher, mit allen seinen golde-
nen Ringen und Kostbarkeiten ein Fischer im
Wasser gefunden und um Geld gezeigt, aber
von allen Kostbarkeiten an seinen Fingern und
in seinen Taschen hat er nichts entwendet,
sondern ein Angehöriger des Prinzen hat ihn
nachher in Empfang genommen, und den Fi-
scher mit einer ansehnlichen Geldsumme be-
lohnt.

Die zweite Weissagung läßt sich zwar ganz
natürlich erklären. Nicht minder aber ist sie
merkwürdig.

Bekanntlich konnte man dem großen König
Friedrich von Preußen nicht nachreden, daß er
leichtgläubig gewesen sey in Ansehung der
übernatürlichen Dinge. Vielmehr hatte er

manchmal gern seinen Spaß mit solchen, die es wären, aber nicht immer gelang es ihm. Eines Tages versicherte man ihn von einem Prediger, daß er weissagen könnte. Alles was er vorher sagte, treffe ein. Der König befahl den neuen Propheten vor ihn zu bringen. Unterdessen erkundigte sich der König, ob kein Soldat im Arrest sey, der das Leben verwirkt habe. Ja, es war einer drinnen. Also befahl er, den Deliquenten auf die bestimmte Stunde vor sein königliches Bohnzimmer auf die Schildwache zu stellen. Als aber der Prediger kam, „habt ihr den heiligen Geist empfangen,“ fragte ihn der König. — „Ihro Majestät,“ sagte der Prediger, „es wäre gut, wenn ihn Alle hätten.“ — „Besitzt ihr die Gabe der Weissagung?“ — Etwas davon, wie die Leute sagen.“ — „Zum Exempel,“ — fuhr der König fort, — „was soll ich geschwind fragen? — Man bringe den Burschen herein, der draußen Schildwache steht! Wie alt wird dieser Mensch werden,“ fragte er den Prediger, „woran wird er sterben?“ Der Prediger erwiderte, dieser Mensch werde nach vielen Jahren in einem hohen Alter sterben.“ — „Ihr seyd in eurer Probe schlecht bestanden,“ versetzte hinwiederum der König. „Wißt ihr,“ sagte er, daß ich morgenden Tages diesen Burschen henken lasse. Er ist ein Delinquent.“ — Der Prediger sagte: „Es wäre der erste der meiner Weissagung entliefe.“ Item der Delinquent wurde den andern Morgen zur Hinrichtung aus Potsdam hinausgeführt. Item die Schwestern des Königes, die Herzogin von Braunschweig und die Prinzessin Amalia fuhrn desselbigen Morgens nach Potsdam hinein, daß sie dem König einen guten Morgen sagen, und ihm mit ihrem Besuch eine unvermuthete Freude machen wollten. Denn derselbige Morgen war schön, fast zu schön zum Henken. Als sie aber an den Zug vorbei fuhrn und den armen Menschen auf seinem schweren Todesgang erblickten, zuckte durch ihre fürstlichen Seelen ein

zarter Schmerz. „Was soll mit diesem armen Menschen werden?“ — „Ihro Hoheit, nimmer viel. Er wird gehenkt.“ — „Was hat er begangen?“ — „Das und das.“ — Es war zum Henken und zum Laufen lassen, wie man wollte. Die Prinzessin befahl, mit der Hinrichtung noch inne zu halten, bis neue Ordre käme. Der König aber empfing seine Schwestern mit brüderlicher Freude. „Wir haben eine Bitte an Euch, geliebter Bruder,“ sagten sie „die Ihr uns wohl gewähren möget, so Ihr wollt. Gebt uns darauf Euer königliches Wort!“ Der König war in guter Laune und that. „Wenns möglich ist,“ sagte er, „so solls nicht Nein seyn.“ Denn er meinte, sie seyen deswegen gekommen, und wollten etwas verlangen für sich. Sie baten aber zu seinem Erstaunen um die Begnadigung des Deliquenten. — Was war zu thun? Das Wort war gegeben. Also schickte er einen Adjutanten mit einem weißen Tüchlein hinaus, daß man den Delinquenten wieder zurückbrächte. Der König segnete das Zeitliche den 17. Aug. 1787.

Der Musketier kann in diesem Augenblicke noch leben.

Eine seltsame jedoch wahrhafte Geschichte.

(Mit einer Abbildung.)

Zwei Schiffer fuhrn früh Morgens, den Strom herab, und der Tag war schon ins enge stille Thal gekommen, als sie an der hohen Felsenwand, genannt die Niesenmauer, vorbei fahren wollten. Es steigen nemlich daselbst die Felsen fast senkrecht in die Höhe. Weit oben ist wie abgeschnitten, und der heilige Nepomuk, ob er gleich von Stein ist, meint man doch es müsse ihm schwindlich werden, und es wirts einem für ihn, wenn man hinaufschaut. Keine Ziege weidet an dieser Halde, kein Fußpfad führt den Wanderer hinauf oder hinab. Nur einzelne arme Tannen oder Eichen

sind aus den Felsenspalten da und dort herausgewachsen, mehr hangend als sie hend, und nähren sich so gut sie können, vom Wasserdunst und Sonnenschein. Als aber die Schiffer gegen die Felsenwand kamen, hörten sie ein klägliches Nothgeschrei, und um einen Bugg herumgefahren, sahen sie mit Entsetzen, daß ein lebendiger Mensch in einsamer Todesnoth und Angst auf einem solchen Eichstämmlein saß, und sich mit den Händen an einem schwachen Astlein festhielt, wie ein furchtsamer Reiter am Kammerhaar, und sah auch wirklich aus, als wenn er in die Luft hinausbreiten wollte, unten Wasser, oben Himmel, vor ihm Nichts. Aber der eine Schiffer verwunderte sich noch vielmehr, als er den Mann ins Auge faßte und erkannte. „Seid Ihr es Herr Schulmeister, oder trägt mich ein Blendwerk?“ Ja es war der Herr Schulmeister, ein braver unbescholtener Mann, den der Hausfreund so gut kennt, als sich selbst, oder seinen Adjunkt, ein Vater von drei Kindern.

Der Hausfreund müßte sich sehr an dem geneigten Leser oder an seiner eigenen Beschreibung irren, wenn derselbe früher fragen sollte, was er doch nicht erfahren wird, wie der Mann auf diesem Baum hinauf gekommen, als vielmehr, wie er wieder herabgebracht und aus des Todes Angst und Noth gerettet worden sey. Man holte die längste Feuerleiter im Dorf und stellte sie an dem schmalen Bort zwischen dem Strom und den Felsen auf. Sie reichte nicht hinan. Man band die zwei längsten an einander und richtete sie mit unsäglicher Mühe und eigener Todesgefahr auf. Sie reichten nicht hinan. Es war schon 10 Uhr und die Sonne schwamm über das Thal als ob sie das seltsame Schauspiel auch sehen oder Muth und Hoffnung machen wollte zur Rettung. Man erstieg auf der andern Seite die Anhöhe, schlang das längste Seil, das zu haben war um den heiligen Nepomuck und ließ es hinab, daß er es um den Leib binden, sich

alsdann mit den Händen und Füßen gegen die Felsenwand stemmen, und seine Aufahrt registren sollte. Aber der arme Mann durfte mit den Händen den Ast nicht verlassen, weil er sonst keine Habung hatte auf dem schwachen Stamm und unvermeidlich das Gleichgewicht und das Leben hätte verlieren müssen. Endlich ließ man auf die nemliche Art noch einen Mann von Muth und Kraft zu ihm hinab, der ihm das eine Seil um den Leib befestigete, und zog alsdann unverfehrt einen nach dem andern herauf. Der Herr Schulmeister aber als er wieder Boden erfaßt und so zu sagen gelandet hatte, küßte er zuerst mit Dank und Gebet die Füße des Schutzheiligen der ihm gleichsam in der Gestalt des Seils seine häßliche Hand hinab gereicht hatte, und absichtlich um seiner Rettung willen da zu stehen schien, und dankte seinen Mitbürgern. Hernach winkte er seiner zagenden Frau und seinen weinenden Kindern, die am jenseitigen Ufer standen, daß es jetzt nichts mehr zu sagen habe. Aber auf die Frage, wie er auf den Baum herab gekommen sey, konnte er keine Antwort geben, sondern er bewies hernach, als ein Mann, dem an seine Reputation viel gelegen ist, daß er in dem Dorf auf dem Berge ein einziges Schöpflein getrunken habe, und nüchtern fortgegangen sey, um nach Hause zu kommen. Was sich aber weiter mit ihm zugezogen habe, wisse er nicht, sondern als er aufgewacht sey, seye er auf dem Baum gesessen.

Dem Hausfreund aber ist es in so fern lieb für seine Leser, daß die Sache im Dunkeln bleibt. Denn ob es gleich muß natürlich zugegangen seyn, so sieht es doch wunderbarer aus, und greift besser an, wenn man nicht weiß, wie. So viel ist klar auf alle Fälle: „Er hat seinen Engeln über dir Befehl gethan, daß sie dich behüten auf deinen Wegen, daß sie dich auf den Händen tragen.“



Gleiches mit Gleichem.

Der geistliche Herr von Trudnbach stand eines Nachmittags am Fenster. Da gieng mit seinem Zwerchack der Jud von Brassenheim vorbei. „Rausel,“ rief ihm der geistliche Herr, „wenn du mir zu meinem Roß einen guten Käufer weist, 20 Dublonen ist es werth, so bekommst du.“ — „Na was bekomm ich?“ — „Einen Sack Haber.“ — Es vergiengen aber drei Wochen bis der Jud den rechten Liebhaber fand, der nemlich 6 Dublonen mehr dafür bezahlte als es werth war, und unterdessen stieg der Preis des Habers schnell auf das Doppelte, weil die Franzosen überall aufkauften, damals kauften sie noch. Also gab der geistliche Herr dem Juden statt eines ganzen Sackes voll einen halben. „Vielleicht bekehr ich ihn,“ dachte er, „wenn er sieht, daß wir auch gerecht sind in Handel und Wandel.“

Das war nun zu nehmen, wie man wollte. Der Jud nahm aber für recht und billig. „Bari nur, Galches,“ dachte er, „du kommst mir wieder.“

Nach Jahresfrist stand der geistliche Herr von Trudnbach am Fenster und der Jud von Brassenheim gieng durch das Dorf. „Rausel,“ rief ihm der geistliche Herr, „wenn du mir zu meinen zwei fetten Ochsen“ — „Na was bekomm ich, wenn ich euch einen guten Käufer schaffe?“ — „Zwei große Thaler.“

Jetzt gieng der Jud zu einem verunglückten Mehger, der schon lange kein Messer mehr führt, weil alles gut thut nur so lange es mag, zum Beispiel das Schuldigbleiben. Endlich sagte er zu seinen zwei letzten Kunden: „Ich weiß nicht, ich bin seit einiger Zeit so weichmüthig, daß ich gar kein Blut mehr sehen kann, und schloß die Mehrg zu. Seitdem heißt er zum Ueberramen, der Mehger Blutscheu, und nährte sich, wie der Zirkelschmied, von kleinen Künsten und Projekten, wie wirklich eins im Werk ist. Denn an ihm suchte und fand

der Jud seinen Mann, und sagte ihm, was zu fangen sey, und auf welche Art. Nach zwei Tagen kamen die beide zu dem geistlichen Herrn. Aber wie war der Mehger ausgestaffirt? In einem halbneuen brauntüchernen Rock, in langen schön gestreiften Beinkleidern von Varchent, um den Leib eine leere Geldgurt, am Finger einen lothschweren silbernen Ring, ein dito Herz im Hemd unter dem scharlachenen Brusttuch, hinter sich her einen wohlgenährten Hund, alles auf des Juden Bürgschaft zusammengeborgt, nichts sein eigen, als das rothe Gesicht. Die Ochsen wurden kunstmäßig umgangen, betastet, mit den Augen gewogen, und wie mit einer Klafsterschnur gemessen. — „Na, wie jaucker.“ — Zwanzig Dublonen. — Siebenzehn! — „Herr Adlerwirth,“ sagte der Jud, „macht neunzehn draus, ihr verkauft euch nicht.“ — „Die Ochsen sind brav,“ sagte der Blutscheu, „wenn ichs zwei Stunden früher gewußt hätte, als meine Gurt noch voll war, daß ich sie also gleich fassen könnte, so wären sie mir ein Paar Dublonen mehr werth. Aber am Freitag hol ich sie für achtzehn,“ und zog den ledernen Beutel aus, als wenn er etwas drauf geben wollte. Unterdessen flüsterete der Jude dem geistlichen Herrn etwas in das Ohr, und „wenn ihr für die Jungfer Kdchin zwei große Thaler in den Kauf geben wollt,“ sprach er dem Mehger zu, „so könnt ihr die Ochsen also gleich mitnehmen für neunzehn. Ihr seyd ein Ehrenmann, und der Herr Dechant ist auch so einer. Am Freitag bringt ihr ihm das Geld.“ Der Kauf war richtig, zwei große Thaler giengen auf die Hand. „Herr Adlerwirth,“ sagte der Jud, „ihr habt einen guten Handel gemacht.“

Also trieb der Blutscheu die schöne fette Beute fort. Die meisten geneigten Leser aber werden bereits merken, daß der Herr Dechant sein Geld am Freitag noch nicht bekam. Eines Nachmittags nach vier Wochen, oder nach sechs stand der geistliche Herr von Trudnbach am

Fenster und der Jud gieng durch das Dorf. „Nausel,“ rief der geistliche Herr ihm zu: „Wo bleibt der Alderwirth. Ich habe mein Geld noch nicht.“ — „Na wo wird er bleiben,“ sagte der Nausel. „Er wird warten bis eine Dublone das Doppelte gilt, alsdann bringt er euch statt neunzehn, neun und eine halbe. Verliert ihr etwas dabei? Hab ich vor einem Jahr an meinen Haber etwas verlohren?“

Da gieng dem Herrn Dechant ein Licht auf. Das artigste an dieser ganzen Geschichte ist die Wahrheit. Der Jud hat es nachgehends selber erzählt und gerühmt, wie ehrlich der Metzger an dem Scheideweg im Wald mit ihm getheilt habe. „Was er geihon hat,“ sagte er, „den schönsten hat er für sich behalten, und mir den geringern gegeben.“

Reise nach Paris.

Zweite Station.

Es war der Anfang einer herben und klemmen Zeit, als die Völker von Europa und halb Asien wie ein Schneegestöber, nein, wie ein Wolkenbruch in die ehemals rheinischen Bundeslande hineinregneten, und nicht der kleinste Theil derselben zwischen dem Schwarzwald und Rhein so zu sagen sich einklemmte, und fast nimmer flott werden wollte, und es war dem Trost, daß man für eine gute Sache aufopfern was man kann, nicht übel zu nehmen, wenn er zulezt nimmer recht an den geschlagenen Gemüthern anfasen wollte. Oestreicher, Baiern, donische und grebinskische Kosaken, Wirtenberger, russische Kaisergarde, Frankfurter, Baskiren, Preussen, preussische Gardien, Darmstädter, Zekler Husaren und Fußvolk, Kirgisen, Sachsen, Calmücken und Wirzburger mit und neben und nach einander tranken damals KriegsCameradschaft am Rhein, und guten theils aus des rheinländischen Lesers Gläsern und Kannen. Die Großväter in 50 Jahren werden den Enkeln etwas zu erzählen wissen, wie man einst uns erzählt hat von den paar Barasdinern und Panduren, die zu seiner Zeit im Lande waren, zum Beispiel vom Trenk. Endlich aber und um Weihnachten 1813 ge-

schah es, daß die Weltbegebenheiten wieder anfangen, laut zu werden und über den Rhein zu gehen in die Schweizer Neutralität hinein, und in die Departementier. Stand nicht auf einmal von Schaffhausen bis nach Mannheim eine Brücke an der andern im Rhein, wie wohl mit gehörigen Zwischenräumen. Am 21. Dezember brach am Oberrhein die große Schwarzenbergische Armee auf, und bezog die Straße von Altkirch, Mompelgard, Arcey, Besoul, gegen Paris zu. Bald waren alle französische Grenzfestungen eingewickelt, zum Theil von geneigten Lesern. Mit Hänigen sprach man noch ein Wörtlein mehr. Am 30sten stand schon ein östreichisches Feldpiquet von 40,000 Mann bei Genf, das Angesicht wendend nach Lion. Am 31. gieng General Vorwärts, der geneigte Leser versteht schon, General Blücher mit der schlesischen Armee über den Niederrhein. Am 15ten Jenner 1814 vereinigte er sich mit der großen Schwarzenbergischen Armee. Am 18ten war das große Hauptquartier schon in Langres. Bald darauf wurde Chaumont, bald darauf Bar sur Aube besetzt. Unter diesen Umständen löste und schnellte sich von Frankreich ab, was nicht niert und nagelfest war, und lehrte feindliche Spiken entgegen. In Spanien war nimmer zu denken. Schon am 7. Oktober 1813 stand General Wellington auf französischem Boden. Im November erklärte sich Holland für frei. Im Jenner gieng der König von Neapel, Prinz Murat, des Kaiser Napoleons vieljähriger Waffengenosse mit 40,000 Mann zu den Allirten über. Allen Gefangnen, die in Frankreich gefangen waren, allen Ehrengardisten, die in den losgeschelten Ländern daheim sind, fuhr das Sprächlein des Propheten Jesaias in die Weine, Jesaiä am 15ten: „daß ein jeglicher zu seinem Volk umkehren, und ein jeglicher in sein Land fliehen wird.“ Endlich traten auch die Dänen über. Ganz Europa war jetzt gegen Frankreich verbündet. Niemand vermochte in dem großen Kampf um das Schicksal des Welttheils und um die Zukunft neutral zu bleiben, außer die Schweizer und der Türk. Mancher geneigte Leser dachte auch wieder einmal: „Jetzt bringt's der Napoleon nimmer auf. Jetzt darf man nur nach Paris hinein-spazieren, und ein Wort mit ihnen reden, und es ist gut, daß man den Zorn des heiligen Krieges schon im Blut hat,

damit man nicht zu glimpflich gegen sie verfare, wenn ich keiner wehr.“ — Fehlgeschossen! Der Franzos, wie wohl er im Nothfall Weine hat, und Gelenke drinn, so gut als einer, will doch nie den Namen haben, daß er besiegt sey, wenn er nicht muß, nicht einmal wenn er es ist. Der Franzos ist stolz auf seinen Namen, und eifersüchtig auf die Ehre seiner Nation, und nie mehr, als wenn es den andern vorkommt, daß ers am wenigsten Ursache habe. Das Unglück beugt ihn nicht, es macht ihn war. Er ist gleich einem Bergbach, dem man den Lauf verbauen will. Desto brausender überläuft er, oder bohrt sich ein anders Ninsal, ja wie ein Feuerstein, je besser man ihn trifft, je besser sprühen die Funken. Das Dörstein darf verbrennen, Arm und Bein darf zerschmettert werden. Wenns nur halbwegs ausfieht, daß man gesiegt habe, oder daß man wenigstens nur verrathen, aber nicht überwunden sey, oder daß ein einziger ungeschickter Korporal einen dummen Streich gemacht habe. Also vermehrten sich jetzt täglich von allen Straßen her Napoleons Steinkräfte, und aus allen Häusern wuchs junge Mannschaft, wie der Rhein durch so viel Bäche aus allen Thälern anschwillt im Frühjahr, und immer voll bleibt, so er doch immer abläuft. Galt es nicht schon den 1sten und 2ten Februar bei Brienne und Rothier in ernsthaften Meinungen. Das ist das nemliche Brienne, wo die Kriegsschule war, wo Napoleon das Metier gelernt hat. Hernach hat er sich eine gute Kundschaft gemacht, und viel Arbeit geliefert bis zu den Jahren 1812—1814. Im Jahr aber 1814 lagen seine Feinde in den nemlichen Brienne, und in seiner eigenen Lehrstube, und der nemliche Napoleon mußte den Ort beschießen und anzünden, trotz, daß er ein eigenes Haus darinn hat, wo die Obsthändlerinn wohnt. — Der gelehrsame Leser des Hausfreunds ist durch ihn mit der halben Welt bekannt. — Nichts desto weniger war seine Seide so viel als ausgesponnen, und das Heer der Allirten rückte tapfer nach Troyes vor. Von dieser Zeit aber giengen gleichmohl gar seltsame Märsche und Stellungen zwischen den Armeen vor, und es begann auf allen Punkten eine Reihe blutiger und fruchtloser Gefechte mit denen der Hausfreund den geneigten Leser nicht aufhalten will, weil doch die Sache bleibt,

wie sie ist. Nicht alle Siegesboten kamen an Ort und Stelle an. Auch ward nicht alle Tage frisch gebakken. Eher noch wurden von Zeit zu Zeit die Better wieder angezogen — frischer Schnee. Indessen gieng es doch immer näher zum Ende, und die Schweden setzten sich auch in Bewegung. Sollte Napoleon den Scepter verlieren, und Paris, die stolze Stadt, dem Feinde die Thore öffnen, so mußte er wenigstens noch mit einem kühnen Unternehmen seine Laufbahn beschließen. Ist er nicht auf einmal mit 50,000 Mann zwischen den Stellungen der Schwarzenbergischen und Blücherischen Armee heraus marschirt, und stand ungewarnter Weise dem Feinde im Rücken. Es war ein bedenklicher Augenblick. Das Landvolk auf der ganzen Linie vom Wasgau bis nach Lion hinab stand im Begriff sich für Napoleon zu bewaffnen. Alle Garnisonen in den eingeschlossenen Bestungen warieren nur auf Bericht, um durchzubrechen, und sich mit ihm in ein furchtbares feindseliges Heer zu vereinigen, und vorne an waren auch noch Leute, z. B. der Marschall Marmont. Man kann nicht sagen was in den nächsten 14 Tagen hätte geschehen können, aber desto herzhafter was geschehen ist. Das Stündlein hatte geschlagen. War Napoleon kühn, war der Allirte schlau. Am 24ten Merz vereinigte sich die große Schwarzenbergische und die Blücherische Armee, zwischen dem getrennten Korps des Feindes, und statt dem Kaiser Napoleon nachzufolgen, was er gerne gesehen hätte, giengen sie schnell auf den Marschall Marmont los, und schlugen ihn mit kräftigem Schwert bis unter die Mauren von Paris. Der furchtbare Donner der allirten Kanonen ertönte schon in allen Häusern und Paläzen und Gemüthern der großen Stadt voll Menschen und erobertem Schätzen. Zwei Jahre früher wäre einer ins Irrenhaus gekommen, und das noch glimpflich. Aber es ist noch nicht aus. Soldaten und Bürger, Invaliden und Knaben aus der Kriegsschule eilten auf die Anhöhen die vor Paris liegen; eine Kanone stand an der andern, und wartete auf den Feind. Es hätte unterbleiben können. Denn am 30sten gelang es der tapfern preussischen Garde und einem braven Korps geneigter rheinländischer Leser diese letzte Schutwehr von dem Montmartre bis in die Vorstädte von Paris herabzuwerfen. Das ist der Berg Montmartre,

von welchem einige Monate vorher Napoleon gesagt hat, daß wenn auch die Feinde auf dem Montmarre ständen, so wolle er kein Dorf von Frankreich hergeben. Er hat es auch gehalten. Ein anderer brachte noch selbigen Abend um 4 Uhr die Kapitulation zu Stande. Damals hatte auf dem Pariser Weg der letzte geschossen, vielleicht gar ein Lannetkircher, vielleicht gar der Herr Stephan, ein guter Bekannter des Hausfreundes. Zog nicht am 31ten Vormittags um 11 Uhr Seine Majestät der Kaiser von Rußland und Seine Majestät der König von Preussen an der Spitze ihrer schönen zahlreichen Garden in der Hauptstadt des französischen Kaiserreichs ein? Es ist nicht anders, das Federlein mag sich diesmal krausen, wie es will.

Reise nach Paris.

Dritter Theil. Aufenthalt und Ende.

Als nun die beiden hohen Monarchen an der Spitze ihrer schönen und zahlreichen Garden in der Hauptstadt von Frankreich einzogen, damals war auch auf einmal ein anderes Liedlein los und eine andere Melodie. Auf allen Hüten schimmerie die weiße Königscoarde. Aus allen Kehlen, aus allen Fenstern rief es: „Friede! Friede! Es lebe Alexander! Es leben die Allirten! Es leben die Bourbonen! Es lebe der König!“ Der Hausfreund hat fast ein wenig wollen erschrecken, daß der Zeiger der großen Weltuhr wieder so auf einmal auf das Jahr 1789 zurückschnelle, wie man erschrecken mag, wenn man auf einem Kirchthurm neben dem Uhrenhaus steht, und denkt an nichts. Auf einmal schießt es wie ein Zorn in das Räderwerk, als wenn das jüngste Gericht und der Welt Ende durch den Kirchthurm fahren wollte. Wenn es aber geschlagen hat, Eins oder Zwei, wirds auf einmal wieder stille, daß man fast vor der Stille erschrecken möchte, und nur der alte Perpendikel geht wieder fort, als wenn nichts geschehen wäre. Um das hätten die Franzosen nicht nöthig gehabt einst vor allen Gemeindefürern Freiheitsbäume und Gallyotinen aufzuschlagen. Ein und der andere geneigte Leser hätte auch nicht nöthig gehabt sich auf das Morgenroth des goldenen Zeitalters zu freuen, wiewohl das Zeitalter war unterdessen roth genug. — Am folgenden Tag aber nach dem Einzug, als war der 1ste April, ward schon eine neue Regierung im Namen des

Königs aufgerichtet. Am 4ten ward von dem Senat der Kaiser Napoleon des Throns für verlustig erklärt, das Erbrecht in seiner Familie aufgehoben, und Frankreich von dem Eid der Treue gegen ihn losgebunden. Der Kaiser Napoleon aber, als er die Begebenheiten in den letzten Tagen des Monats Merzen erfuhr, wie ein Blitz sich wendet, stand er wieder mit 70.000 Mann bei Fontaineblau 10 Stunden von Paris. Er wollte die Stadt noch retten. Zu spät! Sie war übergeben. Er wollte sie angreifen und zertrümmern. Vergebens! Seine Marschälle überzeugten ihn, daß ers nicht ausführen werde. Er entsagte der Regierung für seine Person mit Vorbehalt des Regentenrechtes für seinen Sohn. „Wie sieht es,“ rief er dem Marschall Ney entgegen, als dieser mit der Antwort zurückkam. — „Nicht schlimm in so fern,“ erwiderte der Marschall, „aber mit dem Regierungsrecht gehts nicht.“ — „Wo werde ich wohnen?“ — „Wo es Euer Majestät belieben wird, zum Beispiel auf der Insel Elba.“ In Paris aber nahmen unterdessen die Freudenfeste und Gottesdienste und spitzigen Mißverständnisse unter den Truppen, die sich bisher immer nur mit Feindesaugen gesehen hatten, fast kein Ende. Am 7ten, als war der grüne Donnerstag, gieng mitten in Paris der König von Preußen zum teutschen Nachmal. Am 10ten veranstaltete der Kaiser Alexander einen großen griechischen Kirchgang. Am 13ten kam auch Seine Majestät der Kaiser von Oestreich in Paris an. Am 20sten reiste Kaiser Napoleon von Fontaineblau ab. Am 27ten wurde Waffenstillstand geschlossen, daß, da man zusammengekommen sey, um künftig in Freundschaft zu leben, so wolle man lieber gleich anfangen. Am 5ten Mai kam der neue König Ludwig der 18te in Paris an. Er ist der Bruder Ludwigs des 16ten, den im Jahr 1793 die Revolution enthauptet hat. Ein und zwanzig Jahre lang waren die Bourbonen des Thrones ihrer Väter und der Heimath in Frankreich verlustig. Am 4ten landete der Kaiser Napoleon auf der Insel Elba. Sie liegt im mittelländischen Meere nahe bei Livorno, hat 7 bis 8 Meilen ins Geviert, zwei Städte und 12 bis 15.000 Einwohner, so viel als ein wohlgemessenes Oberamt. Dieses Landgütlein, man kanns so nennen, und das inwendige Vermögen seinem Schicksal mit dem Leben zu trogen, ließ das Jahr 1814 einem Manne übrig, der so manches Jahr die Kaiserkrone von

Frankreich auf dem Haupte und die Königskrone von Neapel, von Westphalen, von Holland und Spanien in den Händen getragen hatte, nicht zu reden von Italien, vom Schutze des Rheinischen Bundes bis an die böhmischen und polnischen Gränzen hinein, und von dem guten Einverständnis der 19 Kantone mit ihrem Vermittler, oder von andern Dingen. Seine Gemahlin aber bekam für ihren Sohn die Herzogthümer Parma und Piacenza in Oberitalien. Seine Brüder begaben sich auf mancherlei Reisen. Es ist ein Beispiel, bei dem man Gedanken haben kann.

Endlich als alles in Ordnung war, am 31sten Mai wurde der Frieden verkündet, der dem gegenwärtigen heiligen und allen vorhergegangenen unheiligen Kriegen ein Ende macht. Nämlich die französische Monarchie wurde wieder hergestellt im Umfange des Gebietes, wie sie gewesen war im Jahr 1792 und etwas anständiges dazu. Die Staaten Deutschlands sollen unabhängig seyn, und in einem Bund mit einander stehen. Die Franzosen behalten bis auf etwas wenigeres, was in den vorigen Kriegen mitgegangen ist, zum Andenken. Der heilige Krieg verlangt keinen Nutzen, auch keine Wiedervergeltung, sonst wärs ein unheiliger. Das Uebrige wird auf einem Kongress in Wien gefügt

Das war ein merkwürdiger und unerwarteter Friedensschluß, der viele Menschen glücklich und froh gemacht hat. Denn es gieng ein schönes Stücklein Europa auf einmal von Frankreich los, gleich als im Frühjahr, wenn das Thauwetter da ist, die Eistafeln von dem Ufer losgehen, die keine menschliche Kraft im Stande wären, also zu lösen, daß sie nicht brechen, nämlich das jenseitige Deutschland, die hanseatische Gebiete, ganz Holland, östreichisch Niederland, etwas Schweiz, viel Italien, Syrien, und aus mancher teutschen, holländischen, italienischen Besatzung, aus Mainz, aus Luxemburg, aus Mantua zog unbesiegt von Blut die weiße Cocarde aus.

Uebrigens nähme mancher geneigte Leser und andere Europäer auch wieder an, was er im Jahr 1792 gehabt hat, und etwas anständiges dazu, ob er auch zurücklassen müßt, was er unterdessen am Kriege profitirt hat.

Auf das so giengen die Weltbegebenheiten bis auf ein weiters wieder aus einander. Es war aus. Elsaß und Lothringen hat nicht wollen losgehen.

Noch nie ist ein solcher Feldzug mit einer solchen Heeresmacht, angeführt von der Gegenwart und Eintracht dreier erhabener Monarchen in einer solchen Jahreszeit so glorreich unternommen und vollendet worden. Sind nicht die Heerschaaren unter den Schneewolken des Decembers und Jenners ins Feld gezogen und zur Kirschenzeit wieder dagewesen? Auch ist noch nie ein solcher Friede geschlossen worden, nicht mit dem Feind, sondern mit dem Freund.

Einer Schildwache lächerlicher Irrthum.

Bekanntlich sagt man, daß ein Stern schieße, wenn keiner schießt, sondern was man meint, und was so aussieht, sind nur Dünste, die sich nicht sehr weit über uns in der irdischen Luft entzünden und wieder verlöschen. Die Sterne aber sind viele Millionen Meilen weit von uns entfernt. Jeder beobachtet seinen richtigen Lauf, und hält auf die Minute ein, denn sie stehen unter einer scharfen Aufsicht. Was braucht man seinem verständigen Leser so etwas noch lange zu sagen? Ein gewisser Soldat aber auf der Schildwache muß die Betrachtung über das Weltgebäude im Kalender nie gelesen haben. Auf und ab, und ab und auf in der Mitternacht machte er bald zum Zeitverreib Additionsexempel, zählend die Ermunterungshiebe, die er bei verschiedenen schicklichen Gelegenheiten schon eingethan hatte, bald fertigerte er in Gedanken ein Brieflein an die Herzallerliebste sein: Zito, Zito, durch das Land.“ Bald betrachtete er zur Abwechslung die benachbarten Häuser und die Thürme im Mondschein des letzten Viertels unter andern auch den Sternthurm, auf welchem die Sternseher sich aufhalten, und Acht haben, was bei Nacht am Himmel geschieht, damit sie's wissen. Auf einmal streckt einer von den Sternsehern ein Fernrohr heraus, ein Perspektiv und schaut nach einem Sternlein hinaus. Der Soldat dachte: „Was will jetzt der da oben mit seinem Blasrohr?“ Denn er sah das Perspektiv für ein Blasrohr an. Als er ihm eine Zeitlang unbeweglich zugeschaut hatte, dachte er: „Der zielt aber lang.“ Endlich schoß ein Stern, wie man's nennt. Da gerieth der Soldat in Verwunderung und Staunen. „Heiden Gallee,“ sagte er überlaut, „der kann's.“ Nämlich er meinte, der Sternseher habe nach

einem Sterne gezielt, und ihn vom Himmel herunter geschossen, wie man einen Sperlig vom Dach schießt. „Der hat sein Theil,“ sagte er, „der kommt nimmer. Also gibt es nicht nur Leute, die da meinen, daß die Sterne schießen, sondern einer hat sogar gemeint, daß sie können geschossen werden, von den Sternsehern.

Geschwinde Fertigung.

Mancher geneigte Leser, der Weber, der Färber, der Schneider wird nicht glauben, daß am nemlichen Tag das Schaf die Wolle noch an dem Leibe trug, und der Mensch den Rock. Mancher wird denken, es steckt etwas hinter den Worten, zum Veriren. „Ganz richtig,“ sagt der eine, „das Schaf trug die Wolle, und der Mensch den Rock, aber der Rock war nicht von der nemlichen Wolle, vielleicht gar nur ein leinener. „Nichts nuß,“ sagt ein anderer, „es war die nemliche Wolle. Der Rock wurde dem Schaf auf den Rücken gelegt. Trug es den Rock, so trug es auch die Wolle. Haben nicht im letzten Krieg die russischen Kavallerie-Pferde Stiefel getragen? Aber wie? An des Reuters Weinen.“ — „Nichts nuß,“ sagt der Hausfreund, „das Schaf trug am nemlichen Tag seine eigene natürliche Wolle, wie sie ihm aus der Haut heraus gewachsen war, und der Mensch den Rock funkelneu von der nemlichen Wolle. Viele Leute in der Stadt Meiningen in Sachsenland wollten auch nicht glauben, daß es möglich sey. „Es gilt das und das,“ sagte der eine. — „Es soll gelten,“ sagte der Tuchfabrikant Herr Georg Wagner alldort. Also machte er zuerst alle nöthigen Anstalten. Als die Anstalten gemacht waren, wurde früh halb vier Uhr ein Schaf geschoren, dann die Wolle gewollt und mit Baumöl eingefettet. Der Hausfreund versteht's, wie man kunst- und handwerksmäßig spricht. Jetzt war es vier Uhr. Um vier Uhr wurde die Wolle in das Maschinenhaus gebracht, auf der Krempelmaschine verlegt, dann auf die Lockmaschine gebracht, dann auf der Spinnmaschine vorgesponnen, und fein gesponnen, dann abgeweift. Es war erst halb sechs Uhr, weil auf der Maschine alles gar vielfach und geschwind geht. Jetzt wurde die gesponnene Wolle in die Webstube gebracht, zum Zeddel gespult, fest gemacht und gestärkt. Alles war in einer halben Stunde gethan. Aber bis sie herausgebracht,

trocken gemacht und auf den Stuhl gezogen werden konnte, kam acht Uhr ins Land. Jetzt wurde angeknüpft, zum Schuß fertig gemacht, und gewoben. Um zehn Uhr war die Wolle Tuch. Jetzt auf die Walkmühle. Jetzt zum Tuchschreier, wo es durchgeraut und zugerichtet wurde. Um halb zwei Uhr Nachmittags kam es in die grüne Farbe, und obgleich es dreimal abgefärbt wurde, konnte es doch schon um zwei Uhr auf den Rahmen gespannt, getrocknet und versirichen werden. Schon wartete der Schneidermeister mit der Scheere in der Hand, und sechs Gefellen mit eingefädelten Nadeln. Das Maß war schon genommen, das Futter schon zugeschnitten. Um sechs Uhr war der Rock gemacht, und auf dem Leib. Diktum Faktum.

Vielleicht wills noch nicht jederman recht glauben. Aber:

Merke. Erstlich: Alles was durch Maschinen gearbeitet werden kann, geht gar viel geschwinder, als durch des Menschen Hände. Eben das wollte der Herr Wagner recht ins Licht sehen.

Zweitens: Alles war vorher bestellt und zugerichtet. Eine Hand wartete auf die andere.

Drittens. An jeder Arbeit schafften so viele Hände als möglich war und Platz hatten.

Viertens: Wenig Waare ist geschwinder verarbeitet, als viele. Keine Hand ist so stink und keine Maschine so künstlich, daß sie in der nemlichen Zeit hundert Ehlen fertigen und verarbeiten könnte, welche sie zu einer nöthig hat.

Fünftens: Es gieng alles bedächtig und mit der gehörigen Langsamkeit von statten. Man darf nie weniger geschwind thun, wenn etwas geschehen soll, als wenn man auf die Stunde einhalten will.

Merke: Es ist bei allem dem doch ein theures Rocklein geworden.

Der verachtete Rath.

Man darf nie weniger geschwind thun, wenn etwas geschehen soll, als wenn man auf die Stunde einhalten will. Ein Fußgänger auf der Baslerstraße drehte sich um und sah einen wohlbeladenen Wagen schnell hinter sich hereilen. „Dem muß es nicht arg pressiren,“ dachte er. — „Kann ich vor Thorschluß noch in die Stadt kommen?“ fragte ihn der Fuhrmann. — „Schwerlich,“ sagte der Fußgänger, „doch wenn ihr

recht langsam fährt, vielleicht. Ich will auch noch hinein.“ — „Wie weit ist's noch.“ „Noch zwei Stunden.“ — „Ei,“ dachte der Fuhrmann, „das ist einfältig geantwortet. Was gilt's, es ist ein Spafsvogel.“ „Wenn ich mit Langsamkeit in zwei Stunden hineinkomme,“ dachte er, „so zwing ich's mit Geschwindigkeit in anderthalben, und hab's desto gewisser.“ Also trieb er die Pferde an, daß die Steine davon flogen und die Pferde die Eisen verloren. Der Leser merkt etwas. Was gilt's,“ denkt er, „es fuhr ein Mad vom Wagen?“ Es kommt dem Hausfreund auch nicht darauf an. Eigentlich aber, und die Wahrheit zu sagen, brach die hintere Axt. Kurz der Fuhrmann mußte schon im nächsten Dorf übernacht bleiben. An Basel war nimmer zu denken. Der Fußgänger aber, als er nach einer Stunde durch das Dorf gieng und ihn vor der Schmiede erblickte, hob er den Zeigfinger in die Höhe. „Hab ich euch nicht gewarnt, sagte er, „hab ich nicht gesagt: Wenn ihr langsam fahrt?“

Der Thalhauser Galgen.

(Mit einer Abbildung.)

„Wann bringt man denn die Juden? Es kommt ja niemand,“ sagte zu dem Vogt von Gilmannshofen endlich der Obmann. Nämlich der Vogt war Tages vorher in der Stadt gewesen und hatte sich bei dem Hrn. Amtmann Rathes erholt in irgend einer Sache. „Es ist ganz gut,“ sagte der Amtmann, „daß ihr da seyd, hier sind vier Oberamts-Befehle an euch, die könnt ihr nun selber mitnehmen.“ Als der Vogt in den rothen Löwen zurück gekommen war, während er fortfuhr, wo er vorher war stehen geblieben, nämlich am 5ten Schöpplein, zog er die vier Befehle aus der Tasche, ob er ihnen nicht vor der Hand aufen ansehen könne, was inwendig stehen möchte, wie man bisweilen seltsamer Weise thut. Hernach schob er die Befehle wieder in die Rocktasche. Hernach bei dem sechsten Schöpplein legte er die Arme auf den Tisch und den Kopf auf die Arme, und schlief ein. Lustige Herren saßen an einem andern Tisch, und der durchtriebste von ihnen, einer wie der Herr Theodor, sagte: „Ich will einen Spaf machen.“ Nämlich er schrieb einen falschen Befehl, daß, da morgen den 15ten drei Juden sollen gehenkt werden, so habe sich der Vogt von Gilmannshofen mit vier und zwanzig Mann und einem

Obmann nicht minder sämtlichen Schulkindern bei dem Thalhauser Galgen früh um neun Uhr unfehlbar einzufinden. Hernach zog er dem Vogt einen Befehl heimlich aus der Tasche, und schob an dessen Stelle den falschen hinein. Auf dem Heimwege nach Gilmannshofen sieng doch der Vogt an die Befehle aufzuzuhun, was der Amtmann wieder mit ihm wolle, und als er anfing den falschen Befehl zu lesen, „das muß ein Irrthum seyn,“ sagte er zu sich selber, und gieng in die Stadt zurück, um den Amtmann darüber zu befragen. Der Amtmann und seine Frau, und der Herr Oberrevisor und seine Frau ergößten sich nach des Tages Last und Arbeit mit einem Kartenspiel. „Was wollt ihr schon wieder,“ fuhr ihn der Amtmann an, „seht ihr nicht, daß Gesellschaft bei mir ist?“ Der Vogt wollte ihm erklären, daß er einen Anstoß habe an einem von den Befehlen, und daß er meyne — „Ein unruhiger Kopf seyd ihr,“ sagte der Amtmann, wie ers denn auch wirklich war. „Ihr habt nichts zu meynen — Gehorsam habt ihr zu leisten, was man euch befiehlt, und damit Punktum. Seyd ihr noch nicht genug gestraft worden?“ Demnach so gieng der Vogt wieder seines Wegs, und den andern Morgen zog er mit einer Rotte von vier und zwanzig Mann und einem Obmann, und der Herr Schulmeister mit der Schuljugend und viele Freiwillige nach dem Thalhauser Galgen, der linker Hand auf einer kleinen Anhöhe steht, wenn man von der Neuhauser Mühle in die Stadt geht. „Es ist schade,“ sagte der Vogt zum Obmann, „da es so enseflich regnet. Es wird mancher dabeim bleiben.“ Als sie vor den Thalhauser Wald hinaus kamen, und den Galgen noch mutterseel allein im Felde stehen sahen, „Wir sind die ersten,“ sagte der Vogt zum Obmann, „es ist noch niemand da.“ Der Freiwilligen suchte sich jeder einen guten Platz aus, wo man's gut sehen kann. Einige setzten sich zum Voraus auf nahe stehende Bäume, andere standen einweilen unter. Aber es geschah nichts. Wandersleute, die in ihren Geschäften des Weges zogen, blieben auch im Regen stehen, und wollten abwarten, was aus dem seltsamen Aufzug werden wolle. Aber es geschah nichts. „Sie werden warten,“ sagte der Vogt, „bis es nimmer so arg schüttet.“ Der Herr Schulmeister hielt zur Zeitverkürzung eine Standrede um die andere an die Schuljugend, daß, ob es gleich nur Juden seyen, sollten sie doch ein Christliches



271

Exempel daran nehmen. Aber es wollt noch nichts kommen. Es läutete schon Mittag in allen Dörfern, aber der Mittag läutete auch nichts herbei. Deswegen sagte zuletzt der Obmann zu dem Vogt: „Wann bringst man denn die Juden? Es kommt ja niemand. Oder sind wir gar zuletzt euere Narren,“ sagte er. „Es wäre kein Wunder, wir henkten euch selber daran, damit die Leute nicht umsonst da gewesen sind.“ — Kurz es kam eben niemand.

Seidem, wer durch Gilmannshofen geht, und fragt in guter Meinung oder aus Muthwillen, ob schon lang niemand mehr am Thalhauser Galgen gehenkt worden sey, oder so, der wird geschlagen.

Der Schneider in Pensa.

Ein rechtschaffener Kalendermacher, zum Beispiel der Hausfreund, hat von Gott dem Herrn einen vornehmen und freudigen Beruf empfangen, nemlich daß er die Wege aufdecke, auf welchen die ewige Vorsehung für die Hülfe sorgt, noch ehe die Noth da ist, und daß er kund mache das Lob vortrefflicher Menschen, sie mögen doch auch stecken, fast wo sie wollen.

Der Schneider in Pensa, was ist das für ein Männlein! Sechs und zwanzig Gesellen auf dem Breit, Jahr aus Jahr ein für halb Rußland Arbeit genug, und doch kein Geld, aber ein froher heiterer Sinn, ein Gemüth treu und köstlich wie Gold, und mitten in Asien teuisches Blut rheinländischer Hausfreundschaft.

Im Jahr 1812 als Rußland nimmer Strafen genug hatte für die Kriegsgefangenen an der Berezina oder in Wilna, gieng eine auch durch Pensa, welches für sich schon mehr als einhundert Tage reisen weit von Lahr oder Pforzheim entfernt ist, u. wo die beste teuische oder englische Uhr, wer eine hat, nimmer recht geht, sondern ein paar Stunden zu spat. In Pensa ist der Sitz des ersten russischen Statthalters in Asien, wenn man von aus Europa hereinkommt. Also wurden dort die Kriegsgefangenen abgegeben, und übernommen, und alsdann weiter abgeführt in das tiefe fremde Asien hinein, wo die Christenheit ein Ende hat, und niemand mehr das Vaterunser kennt, wenns nicht einer, gleichsam als eine fremde Waare aus Europa mitbringt. Also kamen eines Tages mit Franzosen melirt auch sechzehn rheinländische Herren Lesfer, badische Offizier, die damals unter

den Fahnen Napoleons gebient hatten, über die Schlachtfelder und Brandstätten von Europa, ermattet, krank, mit erfrorenen Gliedmaßen und schlecht geheilten Wunden, ohne Geld, ohne Kleidung, ohne Trost in Pensa an, und fanden in diesem unheimlichen Land kein Ohr mehr, das ihre Sprache verstand, kein Herz mehr, das sich über ihre Leiden erbarmte. Als aber einer den andern mit trostloser Mine anblickte: „Was wird aus uns werden,“ oder: „Wann wird der Tod unserm Elend ein Ende machen und wer wird den letzten begraben,“ da vernahmen sie mitten durch das russische und kosakische Kauderwelsch, wie ein Evangelium vom Himmel unvermuthet eine Stimme: „Sind keine Teutsche da?“ und es stand vor ihnen auf zwei nicht ganz gleichen Füßen eine liebe freundliche Gestalt. Das war der Schneider von Pensa, Franz Anton Egetmaier, gebürtig aus Bretten im Neckarkreis, Großherzogthum Baden. Hat er nicht im J. 1779 das Handwerk gelernt in Mannheim? Hernach gieng er auf die Wanderschaft nach Nürnberg, hernach ein wenig nach Petersburg hinein. Ein pfälzer Schneider schlägt 7 bis achtmal hundert Stunden Wegs nicht hoch an, wenn's ihn inwendig treibt. In Petersburg aber ließ er sich unter ein russisches Kavallerieregiment als Regiments Schneider engagiren, und ritt mit ihnen in die fremde russische Welt hinein, wo alles anders ist, nach Pensa, bald mit der Nadel siehend, bald mit dem Schwert. In Pensa aber, wo er sich nachher häuslich und bürgerlich niederließ, ist er jetzt ein angesehenes Männlein. Will jemand in ganz Asien ein sauberes Kleid nach der Mode haben, so schickt er zu dem teuischen Schneider in Pensa. Verlangt er etwas von dem Statthalter, der doch ein vornehmer Herr ist, und mit dem Kaiser reden darf, so hats ein guter Freund vom andern verlangt, und hat auf 30 Stunden Weges ein Mensch ein Unglück oder einen Schmerz, so vertraut er sich dem Schneider von Pensa an, er findet bei ihm was ihm fehlt, Trost, Rath, Hülfe, ein Herz und ein Auge voll Liebe, Obdach, Tisch und Bett, nur kein Geld.

Einem Gemüthe, wie dieses war, das nur in Liebe und Wohlthun reich ist, blühte auf den Schlachtfeldern des Jahres 1812 eine schöne Freudenerndte. So oft ein Transport von unglücklichen Gefangenen kam, warf er Scheere und Ehle weg, und war der erste auf dem Platz, und: „Sind keine Teutsche da?“ war seine erste Frage. Denn er hoffte von einem Tag zum

andern, unter den Gefangenen, Landsleute anzutreffen, und freute sich, wie er ihnen Gutes thun wollte und liebte sie schon zum Voraus ungeschener Weise, wie eine Frau ihr Kindlein schon liebt, und ihm Drei geben kann, ehe sie es hat. „Wenn sie nur so oder so aussähen,“ dachte er. „Wenn ihnen nur auch recht viel fehlt, damit ich ihnen recht viel Gutes erweisen kann.“ Doch nahm er, wenn keine Deutschen da waren, auch mit Franzosen vorlieb, und erleichterte ihnen, bis sie weiter geführt wurden, ihr Elend, als nach Kräften er konnte. Diesmal aber, und als er mitten unter so viele geneigte Leser, auch Darmstädter und andere hineinrief: „Sind keine Deutsche da?“ — er mußte zum Zweitemal fragen, denn das Erstemal konnten sie vor Staunen und Ungewisheit nicht antworten, sondern das süße teutsche Wort in Asien verklang in ihren Ohren, wie ein Harfenston, und als er hörte: „Teutsche genug,“ und von jedem erfragte woher er sey — er war mit Mecklenburgern oder Kursachsen auch zufrieden gewesen, aber einer sagte von Mannheim am Rheinstrom, als wenn der Schneider nicht vor ihm gewußt hatte, wo Mannheim liegt, der andere sagte von Bruchsal, der dritte von Heidelberg, der vierte von Sochsheim; da zog es wie ein warmes, aufsteigendes Thauwetter durch den ganzen Schneider hindurch. „Und ich bin von Bretten,“ sagte das herrliche Gemüthe, Franz Anton Egetmeier von Bretten, wie Joseph in Egypten zu den Söhnen Israels sagte: „Ich bin Joseph euer Bruder“ — und die Thränen der Freude, der Wehmuth und heiligen Heimathsliebe traten allen in die Augen, und es war schwer zu sagen, ob sie einen freudigern Fund an dem Schneider, oder der Schneider an seinen Landsleuten machte, und welcher Theil am gerährtesten war. Jetzt führte der gute Mensch seine theuern Landsleute im Triumph in seine Wohnung, und bewirthete sie mit einem erquicklichen Mahl, wie in der Geschwindigkeit es aufzutreiben war.

Jetzt eilte er zum Statthalter und bat ihn um die Gnade, daß er seine Landsleute in Pensa behalten dürfe. „Anton,“ sagte der Statthalter, „wann hab ich euch etwas abgeschlagen.“ Jetzt lief er in der Stadt herum und suchte für diejenigen, welche in seinem Hause nicht Platz hatten, bei seinen Freunden und Bekannten die besten Quartiere aus. Jetzt musterte er seine Gäste einen nach dem andern. „Herr Landsmann,“

sagt er zu einem, „mit euerm Weißzeug sieh's windig aus. Ich werde euch für ein halbes Duzend neue Hemder sorgen. — Ihr braucht auch ein neues Röcklein,“ sagte er zu einem andern. — „Euers kann noch gewendet und ausgebessert werden,“ zu einem dritten, und so zu allen, und augenblicklich wurde zugeschnitten, und alle 26 Gesellen arbeiteten Tag und Nacht an Kleidungsstücken für seine werthen Rheinländischen Hausfreunde. In wenig Tagen waren alle neu oder anständig ausgestattet. Ein guter Mensch, auch wenn er in Nothen ist, mißbraucht niemals fremde Guthmüthigkeit; deswegen sagten zu ihm die rheinländischen Hausfreunde: „Herr Landsmann verrechnet euch nicht. Ein Kriegsgefangener bringt keine Münzen mit. So wissen wir auch nicht wie wir euch für eure großen Auslagen werden schadlos halten können, und wann.“ Darauf erwiederte der Schneider: „Ich finde hinlängliche Entschädigung in dem Gefühl Ihnen helfen zu können. Benutzen Sie alles was ich habe! Sehen Sie mein Haus und meinen Gärten als den Ihrigen an.“ So kurz weg und ab, wie ein Kaiser oder König spricht, wenn eingekauft in Würde die Güte hervorblüht. Denn nicht nur die hohe fürstliche Geburt und Großmuth sondern auch die liebe häusliche Demuth gibt, ohne es zu wissen, bisweilen den Herzen königliche Sprache ein, Gesinnungen ohnehin.“ Jetzt führte er sie freudig wie ein Kind in der Stadt bei seinen Freunden herum, und machte Staat mit ihnen. Der Kalender hat jetzt nimmer Zeit und Raum genug alles Gute zu rühmen, was er seinen Freunden erwies. So sehr sie zufrieden waren, so wenig war er es. Jeden Tag erfand er neue Mittel ihnen den unangenehmen Zustand der Kriegsgefangenschaft zu erleichtern, und das fremde Leben in Asien angenehm zu machen. War in der lieben Heimath ein hohes Geburts- oder Namensfest, es wurde am nemlichen Tag von den Treuen auch in Asien mit Gastmal mit Vivat und Freudenfeuer gehalten, nur etwas früher, weil dort die Uhren falsch gehen. Kam eine frohe Nachricht von dem Vorrücken und dem Siege der hohen Allürten in Deutschland an, der Schneider war der erste, der sie wußte, und seinen Kindern, er nannte sie nur noch seine Kinder, mit Freudenthränen zubrachte, darum, daß sich ihre Erlösung nahte. Als einmal Geld zur Unterstützung der Gefangenen aus dem Vaterland ankam, war ihre erste Sorge, ihrem Wohlthäter seine Auslagen zu vergüten. „Kinder,“ sagte er,

„verbittert mir meine Freude nicht.“ — „Vater Egetmeier,“ sagten sie, „thut unserm Herzen nicht wehe!“ Also machte er ihnen zum Schein eine kleine Rechnung, nur um sie nicht zu betrüben, und um das Geld wieder zu ihrem Vergnügen anzuwenden, bis die letzte Kopeke aus den Händen war. Das gute Geld war für einen andern Gebrauch zu bestimmen, aber man kann nicht an alles denken. Denn als endlich die Stunde der Erlösung schlug, gesellte sich zur Freude ohne Maas, der bittere Schmerz der Trennung, und zu dem bitteren Schmerz, die Noth. Denn es fehlte an allem, was zur Nothdurft und zur Vorsorge auf eine so lange Reise in den Schrecken des russischen Winters und einer unwirthbaren Gegend nöthig war, und ob auch auf den Mann so lange sie durch Rußland zu reisen hatten, täglich 15 Kreuzer verabreicht wurden, so reichte doch das Wenige nirgends hin. Darum gieng in diesen letzten Tagen der Schneider, sonst so frohen leichten Muthes, still und nachdenklich herum, als der etwas im Sinn hat, und war wenig mehr zu Hause. „Es geht ihm recht zu Herzen,“ sagten die rheinländischen Herren Hausfreunde und merkten nichts. Aber auf einmal kam er mit großen Freudenschritten, ja mit verklärtem Antlitz zurück: „Kinder es ist Rath. Geld genug!“ — Was wars? die gute Seele hatte für zweitausend Rubel das Haus verkauft. „Ich will schon eine Unterkunft finden“ sagte er, „wenn nur ihr ohne Leid und Mangel nach Deutschland kommt.“ O du heiliges, lebendig gewordenes Sprüchlein des Evangeliums und seiner Liebe: „Verkaufe was du hast, und gieb es denen, die es bedürftig sind, so wirst du einen Schatz im Himmel haben.“ Der wird einst weit oben rechts zu erfragen seyn, wenn die Stimme gesprochen hat: „Kommt, ihr Gesegneten! Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeist, ich bin nackt gewesen und ihr habt mich gekleidet, ich bin krank und gefangen gewesen und ihr habt euch meiner angenommen.“ Doch der Kauf wurde zu großem Trost für die edeln Gefangenen wieder rückgängig gemacht. Nichts desto weniger brachte er auf andere Art noch einige hundert Rubel für sie zusammen, und nöthigte sie, was er hatte, von kostbaren russischem Pelzwerk mitzunehmen, um es unterwegs zu verkaufen, wenn sie Geldes bedürftig wären, oder einem ein Unglück wiederfähre. Den Abschied will der Hausfreund nicht beschrei-

ben. Keiner der dabei war, vermag es. Sie schieden unter tausend Segenswünschen und Thränen des Dankes und der Liebe, und der Schneider gestand, daß dieses für ihn der schmerzlichste Tag seines Lebens sey. Die Reisenden aber sprachen unterwegs unaufhörlich, und noch immer von ihrem Vater in Pensa, und als sie in Bialystock in Polen wohlbehalten ankamen, und Geld antrafen, schickten sie ihm dankbar das vorgeschossene Reisegeld zurück.

Das war das Gotteskind, Franz Anton Egetmeier, Schneidermeister in Asien. Der Hausfreund wird im künftigen Kalender noch ein freudiges Wort von ihm zu reden wissen, und es wäre nimmer der Mühe werth, einen Kalender zu schreiben, wenn sich die geneigten Leser nicht auf sein Bildniß freuen wollten, was er ihnen zu stiften verspricht.

S r r t h u m.

Der Hausfreund will auch wieder ein Paar hochdeutsche Reimen zum Besten geben, die er zwar nicht selber gemacht hat, nemlich von einem Richter, der ein bloßes Gesicht hatte, und von einem Färber, der einen Eid ablegen sollte. Es sind nur sechs Zeilen:

Ein Richter sitzt, er sieht nicht wohl.

Ein Färber kommt der Schworen soll.

Der Färber tritt zum Schwur hervor,

Und hebt die blaue Hand empor.

„Was?“ — rief der Richter — „Handschuh aus!“

„Nein! — sprach der Färber — „Brill' heraus!“

Nemlich, weil der Richter die blaue Farbe an der Hand des Färbers für einen Handschuh ansah, so befahl er ihm denselben abzulegen. Der Färber aber ersuchte den Richter, die Brille aufzusetzen, damit er sähe, es sey kein Handschuh. Fein war es nicht, aber spaßhaft.

Da die neuesten Weltbegebenheiten in diesem Jahrgang viel Platz weggenommen haben, so verspart der Hausfreund die Fortsetzung der alten vaterländischen Geschichte auf den Jahrgang 1816.